Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürste[illegible]

Aus der Franzosenzeit.

Erzählungen

von

Levin Schücking.

Wien.
Herm. Markgraf.
1863.

Inhalt.

Gespenster in den Ardennen.

Landeron.

Gespenster in den Ardennen.

In einem der Thäler der Ardennen, etwa sechs Stunden ostwärts von dem Städtchen Huy an der Maas, erhebt sich ein isolirter Felsenkegel, der nur durch einen schmalen Erdrücken mit den dahinter liegenden bewaldeten Höhen verbunden ist. Der Felsen selbst fällt nach allen Seiten so steil ab, daß er völlig unzugänglich erscheint, und diese Naturbildung ist früh schon zur Anlage einer Veste benützt worden, die dem alten Hochstifte Lüttich gehörte und, nach und nach erweitert, viele Jahre hindurch ihre guten Dienste leistete gegen „die Eber der Ardennen" und andere Feinde der Kirche des heiligen Lambert. Sie beherrschte namentlich die Straße, welche aus dem Maasthal, von Huy her, nach Luxemburg führte; dabei galt sie für uneinnehmbar, wie der Königsstein, wie manch' andere altberühmte Veste, denen jetzt ein Feind nicht mehr die Ehre anthut, sie zu beachten. Im vorigen Jahrhundert nur noch von einigen Invaliden besetzt, ist sie

im Anfange des jetzigen ganz verlassen worden. Sie ist Ruine heute, die Dächer sind geraubt, die Mauern schleift Sturm und Wetter; der letzte Bewohner hat sie längst verlassen, ja sogar der Hausgeist, die „weiße Frau von Brasienne," ist von ihr gewichen und seit mehr als sechzig Jahren nicht mehr erblickt worden. Denn seine weiße Frau hatte das alte Bergschloß so gut wie unzählige andere; und wie sie zum letzten Male in Brasienne sichtbar geworden, davon geht eine Sage, die mit einem Abenteuer, mit einer That von unglaublicher Kühnheit, Entschlossenheit und Geistesgegenwart, unterstützt von auffallendem Glück, zusammenhängt — eine That, die wir hier erzählen wollen, in der Hoffnung, daß es uns gelingt, dem Leser den ganzen Hergang klar zu machen, ohne der Hülfe eines Situationsplanes von dem alten Bauwerk zu bedürfen.

Erstes Capitel.

Die Erkerdame.

Es war Ende März des Jahres 1793. Die glorreichen Schlachten von Neerwinden und Löwen, wodurch der kaiserliche und des Reichs Feldmarschall Prinz Friedrich Josias von Sachsen-Koburg dem Feldzuge von 1793 die entscheidende Wendung gab, waren geschlagen. Das Heer der französischen Republik war innerlich tief zerrüttet, fast seiner Auflösung nahe. Sein Führer, der General Dumouriez, mußte jede Hoffnung aufgeben, die Niederlande gegen den siegreichen Feind zu behaupten; in Frankreich aber stand die Guillotine hinter ihm. Dumouriez wußte das ... die Gewalthaber kannten seine royalistischen Gesinnungen und haßten ihn. So entschloß er sich zu dem Schritte, der ihn später dennoch in's Verderben führte. Er unterhandelte mit dem

Heerführer, der ihn besiegt hatte, und während dieser Unterhandlungen trat eine Art stillschweigenden Waffenstillstandes ein: die französischen Truppen zogen sich zurück ... über Hal und Ath und Doornik; der rechte Flügel behauptete einstweilen noch Namur, doch schickte er sich an, sich auf Givet zurück zu ziehen, da der österreichische General Latour mit seinem Korps Huy eingenommen hatte, und ihn von dort aus bedrohte. —

Es war bei diesem Stande der Dinge, während dieses durch die Verhältnisse von selbst herbeigeführten Waffenstillstands, daß sich in einem alterthümlichen, im Style Louisquatorze gebauten Landhause, welches einsam in einem Seitenthal der Maas unweit Huy lag, eine heitere Gesellschaft zusammengefunden hatte. Sie hatte doppelten Anlaß, heiter zu sein, denn nicht allein war der Feind geschlagen, nicht allein gab man sich der vollen Hoffnung hin, daß er für's Erste nicht zurückkehren und daß der Friede heimisch bleiben werde in diesen stillen Thälern der Ardennen, wohin der Kriegslärm bis jetzt freilich nur sehr gedämpft und wie aus weiter Ferne gedrungen war — es war noch eine besondere Veranlassung da, sich einer festlich heitern Stimmung hinzugeben, denn die Gesellschaft gruppirte sich um ein seit zwei Tagen neuvermähltes Paar.

Der junge Mann war ein österreichischer Ritt-

meister vom Regiment Latour-Dragoner, von jenen durch ihre stürmische Tapferkeit bekannten Blanc-becs, die seit dem Tage von Kollin die Auszeichnung hatten, keine Schnurrbärte zu tragen. Er hieß Paul von Terwagne, war daheim aus eben diesem Wallonenlande, das seit je, seit den Tagen Johann von Werth's, den kaiserlichen Heeren die tapfersten Kavalleristen gegeben hat, und war früh in die österreichischen Dienste eingetreten, in denen er jetzt, im siebenundzwanzigsten Jahre, bereits eine Schwadron führte.

Es war eine männlich kräftige Gestalt, unser Rittmeister; fest gebaut, breit in den Schultern, die keck aufrecht den aus starkem Nacken sich entwickelnden Hals und ein schönes, stolzes, offenes Männerhaupt trugen, das aus den feurigen Augen wie in eine Welt blickte, die keine Schranken für seinen Muth und seinen Unternehmungsgeist habe.

Paul von Terwagne war in bürgerlichen Kleidern. Er saß an einem kleinen Tische im Rücken der übrigen Gesellschaft, die sich im Halbkreis auf niedern Tabourets um ein flammendes Kaminfeuer gruppirt hatte. Paul hatte seinen Platz zwischen ihnen verlassen, draußen herrschte eine milde Lenztemperatur, und es war seinem jungen heißen Blut in der Nähe des Feuers zu warm geworden. Am Ende der Reihe, der marmornen Kaminein-

fassung zunächst, saß die junge Frau, eine reizende schlanke Blondine, mit feinen und ausdrucksvollen Zügen, die ihre blauen Augen mit einer gewissen Schüchternheit von Zeit zu Zeit nach der Richtung hin aufschlug, wo der junge kaiserliche Offizier, das Haupt nachläßig auf den Arm gestützt, sich an den Tisch lehnte, und wo sie dann jedesmal sicher war, seinem zärtlich auf ihr ruhenden Blick zu begegnen.

Neben ihr saß ein würdiger Herr von etwa fünfzig Jahren, der Marquis de Rossagnac, ihr Vater; daneben ein Herr von Maldagham, ein großer, dürrer Kriegsknecht der kaiserlichen Heere; diesem zur Seite der Chevalier de Rossagnac, ein dem Anschein nach ziemlich schwächliches Muttersöhnchen, einige zwanzig Jahre alt und der Neuvermählten Bruder; den Beschluß des Kreises machte ein junger, kaum achtzehn Jahre alter Mann, der bis jetzt in der Armee bis zum Cornet vorgedrungen war; er hieß Baron Hellrath, und er wie Maldagham waren Kameraden Paul Terwagne's, die ihm bei der Ceremonie am vorgestrigen Tage als Führer und Zeugen gedient hatten.

Paul Terwagne, sagten wir, war aus diesem Wallonenlande daheim. Er kannte ein gut Stück des Ardennenwaldes und alle Schluchten und Wälder des schönen Maaslandes; er hatte als junger Mensch darin

gebirscht, den Auerhahn gebeizt und den Eber gejagt; dann war er in den kaiserlichen Dienst getreten, hatte unter dem Oberbefehl des Prinzen von Koburg sich in Ungarn mit den Türken gerauft, und war im vorigen Jahre, während des Feldzugs von 1792, in seine Heimat zurückgekommen. Als er damals einen längeren Urlaub genommen und die Stätte seiner Geburt wieder zu sehen gegangen war, die ein paar Stundes weiter aufwärts in den rauhesten Theilen unseren Thales lag, hatte er auf Beauraing, unserem Landhause, vorgesprochen und die Bekanntschaft mit der Familie des Marquis von Rossagnac erneuert, deren er sich aus seinen Knabenjahren so gut erinnerte, mit der die heitersten und angenehmsten Bilder seiner ersten Jugendzeit verwebt waren. Der Marquis von Rossagnac hatte vor Jahren mit seiner Gattin und seinen zwei Kindern, den jüngeren Spielgenossen Paul Terwagne's auf Beauraing gewohnt. Später hatte er durch Erbschaft einen bedeutenden Besitz in Frankreich überkommen. Er war dahin übergesiedelt, hatte lange Jahre dort zugebracht, hatte die ersten Stürme der Revolution dort erlebt, und war dann, vor diesen entweichend, mit dem größten Theile des alten französischen Adels emigrirt — leichteren Herzens als dieser, weil er eine neue Heimatstätte, ganz bereit zu seiner Aufnahme, in Beauraing, seinem

ehemaligen Wohnsitz, fand. Aber er sah sie wieder diese Heimatstätte, ohne seine treue Gattin in sie zurückzuführen: die Mutter seiner Kinder hatte er in Frankreich verloren.

Paul Terwagne hatte im Kreise dieser Familie im vorigen Jahre den größten Theil seiner Urlaubszeit zugebracht, denn die Seinigen waren in der Welt zerstreut, sein Vaterhaus stand verödet und der Obsorge eines Pachters anvertraut; er hatte Dorette von Rossagnac, mit der er einst als Kind gespielt, mit der er Blumen gesucht und um ein entdecktes Vogelnest sich gezankt, als ein reizendes, sanftes und doch lebhaftes und geistig reich entwickeltes Mädchen wieder gefunden; aus den alten Jugendgespielin war sehr bald ein verbündetes Paar geworden; Herr von Rossagnac hatte mit Freuden seinen Segen dazu gegeben, und jetzt hatte Paul Terwagne einen vierwöchentlichen Urlaub erhalten, um mit zwei Freunden nach Beauraing zu reiten und sich seine Braut antrauen lassen zu können.

Eine Hochzeitreise war damals nicht wie heute Sitte; auch durfte sich der junge Offizier nicht entfernen, damit ihn eine etwaige Zurückberufungsordre von seinem Regiment sofort erreichen konnte. So war das junge Paar an Beauraing gefesselt und die einzige Reise, die es am Abeud nach der Trauung angetreteo, war die durch den

Garten nach der „Gloriette“ gewesen, einem Pavillon, an den ein Gewächshaus stieß — diesen Pavillon hatte schon früher Dorette für sich in Besitz genommen und sich darin häuslich eingerichtet — jetzt, seit zwei Tagen wohnte das junge Ehepaar darin. —

Unsere Gesellschaft unterhielt sich von einem Gegenstande, der am besten an seinem Platze ist in solch einem alterthümlich eingerichteten Salon eines stillen Landhauses, wenn der Abend dunkelt und eine kleine Kaminflamme die einzige Erleuchtung des Raumes bildet, eines Raumes mit hohen braungebeizten Flügelthüren, mit verblichenen Vergoldungen an den Tapetenleisten und düsteren alten Familienbildern. Dazu die wunderlich verrenkten Gestalten des Deckengemäldes, welche ein buntes Durcheinander bilden von halb und ganz nackten Götterfiguren, blumenbestreuenden Horen und unbekleideten kleinen Buben, die sich mit Füllhörnern, Schalmeien und Hirtenstäben schleppen — das Alles vom hin- und herspielenden Schein der brennenden Scheiter bald in Dämmerung begraben, bald so licht hervortretend, als ob es sich augenblicklich auf die Köpfe derer, die darunter sitzen, stürzen wolle. Man unterhielt sich von seltsamen Geschichten, von nicht zu erklärenden Thatsachen, und der Baron Maldagham, der lange, dürre Kriegsknecht, mit einem wahren Leichenbittergesicht,

wechselte im Erzählen mit dem in seiner gepuderten Perrücke stattlich dasitzenden Familienhaupt, dem Marquis, ab; beide schienen die sonderbarsten Dinge in ihrem Leben erfahren zu haben. Freilich an den verschiedensten Orten; der Marquis in Frankreich und in Paris, wo er die Zeit des magnetischen Baquets und des mesmerischen Schwindels mit erlebt hatte, und der Offizier in seinen hundert Standorten und Quartieren in Ungarn, in Böhmen, im Banat und in den Grenzlanden. Der Marquis brachte den größten Effekt auf seine Zuhörer hervor durch die Geschichte von der französischen alten Dame, welche sich am Abend wie gewöhnlich in ihr Schlafgemach zurückzieht, wie gewöhnlich den einzigen Zugang zu demselben von ihrer Kammerjungfer schließen läßt und am andern Morgen verschwunden ist — vollständig und spurlos verschwunden, mit Zurücklassung eines kleinen Häufleins grauer Asche im Kamin!

Als der Marquis diese wunderliche Geschichte beendet hatte, und die Gesellschaft sich den angenehm schauerlichen Empfindungen hingab, welche die gut vorgetragene Erzählung einer so merkwürdigen und vom gewöhnlichen Lauf der Dinge so unglaublich weit abwärtsliegenden Begebenheit auch in sonst ganz kühl urtheilenden Leuten zu erregen pflegt, sagte der Baron Maldagham:

„Ich weiß nicht, durch welche Ideenverbindung dies mich an ein höchst wunderbares Ereigniß erinnert, das . . ."

„Ich meine, Maldagham," fiel hier der junge Ehemann seinem Kameraden in's Wort, „es würde wohlgethan sein, wenn Du jetzt mit Deinen schaurigen und aberwitzigen Erinnerungen aufhörtest . . . ich sehe es meiner lieben kleinen Frau an, daß sie den Schrecken über die entsetzlichen serbischen Vampyrgeschichten, die Du vorhin zum Besten gabst, noch nicht überwunden hat . . . sie sieht ganz blaß davon aus, meine liebe, süße Dorette . . ."

Die junge Frau lächelte dankbar für seine zärtliche Fürsorge den jungen Mann an, aber sie sagte:

„Eine Geschichte soll Baron Maldagham noch vergönnt sein, vorausgesetzt, daß sie nicht gar zu schlimm ist, — ich fürchte, daß er sehr unglücklich sein würde, wenn er sie bei sich behalten müßte. Und wer weiß, was eine verhaltene Gespenstergeschichte für üble Folgen für seine Nachtruhe haben könnte!"

Die Andern lächelten, und der Chevalier von Rossagnac bemerkte:

„Du siehst, mein trefflicher Schwager Paul, Deine Dorete ist noch sehr weit davon entfernt, sich zu fürchten und zu grauen — sie ist noch lange nicht da, wohin wir sie bringen möchten . . ."

„Wohin ihr sie bringen möchtet," fiel Paul Terwagne lebhaft ein . . . „und wohin möchtet ihr sie bringen?"

„Nun, wohin anders," entgegnete der Bruder Dorettens, „als daß sie die Wirkungen eines recht gläubigen Grauens auf ihrem Gesichte verriethe . . ."

Während der Chevalier dies antwortete, glaubte Paul Terwagne zu bemerken, daß er einen Blick schelmischen Einverständnisses dem Cornet von Hellrath zuwarf, und daß ein heimliches Lächeln dabei um die Lippen des jungen Offiziers zuckte. Paul zog leise die Falten zwischen seinen Brauen zusammen und unterließ während des Folgenden nicht, die beiden jungen Leute von Zeit zu Zeit zu beobachten.

„Fürchten Sie nichts, Madame, meine Geschichte," hatte unterdeß Baron Maldagham angehoben, „ist nicht schlimmer als andere auch; sie ist nur merkwürdig dadurch, daß darin ein Verstorbener einem Gefährdeten nicht etwa einen rettenden Gedanken im Traume eingibt, ein Warnungszeichen ertheilt, oder auf irgend eine schon oft vorgekommene Weise eine Mittheilung an die Lebenden macht, sondern daß er im Augenblicke der höchsten Gefahr selbst erscheint und die Rettung ausführt. Der Held meiner Geschichte ist ein Regimentsarzt, mit dem ich in Temeswar befreundet wurde, und der Retter

desselben aus einer entsetzlichen Situation wurde ein Oheim, der damals schon vor vielen Jahren nach Ostindien gegangen und vollständig verschollen war. Der Schauplatz meiner Geschichte aber ist die alte Moldaustadt Prag.

„Der Arzt, von dem ich rede, studirte auf der Universität der alten Czechenhauptstadt, und wohnte in dem von wirren, engen Gassen durchzogenen, an den Fluß sich hinabziehenden Stadttheil, den man die Josephstadt nennt. Er hatte sein Quartier bei einer ehrlichen Judenfamilie, welche ihm zwei kleine, auf die Moldau hinausblickende Stübchen eingeräumt hatte. Es war an einem schönen Sommerabende, als unser Mediziner, Stefaneck war sein Name, an seinem Fenster saß und sehnsüchtig über den Fluß hinüber auf die malerische Kleinseite und den Hradschin blickte — auf so viel davon nämlich, wie er über die vor ihm und dicht am Strande liegenden verfallenen alten Häuschen mit eingesunkenen Dächern weg überschauen konnte. Seine Sehnsucht aber richtete sich nicht etwa auf irgend einen bestimmten Punkt, irgend einen geliebten Gegenstand, der da drüben in den Häusern der Kleinseite oder wohl gar in den stolzen Schloßbauten des hochragenden Hradschin geweilt hätte . . . nein, sie war viel allgemeinerer und unbestimmterer Natur; sie richtete sich lediglich auf ir-

gend einem Vergnügen, eine Unterhaltung für den Abend, denn Stefaneck hatte sich müde in seinen Büchern studirt, hatte die Kollegienhefte fortgeworfen, und fand es sehr drückend, daß es ihm nun an Geld fehlte, sich einen lustigen Abend nach einem so solide zugebrachten Tage zu machen. Er dachte dabei mit einer sehr vorwurfsvollen Stimmung an den todten Oheim in Ostindien, der da am Indus oder Ganges irgendwo in die Verschollenheit gerathen, statt wie es einem richtigen Onkel in Ostindien zukommt, entweder rechtzeitig mit Schätzen beladen zu den Verwandten in die Heimat zurückzukehren oder in einem passenden Augenblick am gelben Fieber zu sterben und seinem Neffen die übliche Million zu hinterlassen. Während Stefaneck so über die Entartung des einst so achtungswerthen Geschlechts ostindischer Onkel brütete, öffnet sich seine Thüre und sein Studiengenoß — Rohacek tritt ein, . . . Rohacek ist in der heitersten Stimmung; er hat einen Wechsel erhalten und macht dem Freunde den Vorschlag, den Abend im Theater zuzubringen. Dieser Vorschlag findet eine bereitwillige Aufnahme, wie man sich denken kann. Die beiden jungen Männer machen sich sofort auf den Weg.

„Dieser Weg führt sie in der Richtung nach dem großen Ring durch allerlei krumme und enge Gassen; sie erreichen den Ziegenplatz, der um diese Tagesstunde,

gegen den dunkelnden Abend hin, verlassen und menschenleer ist. An der Südseite des Platzes erhebt sich ein düsterer, grauer, alterthümlicher Bau, dessen massive Quardermauern von wenigen, immer verschlossen gehaltenen Fenstern durchbrochen sind. In der Mitte der Vorderfront tritt ein breiter Erker vor, mit verwitterten, alten, in Blei gefaßten runden Glasscheiben, mit alter Steinhauerarbeit, die Regen und Stürme halb zernagt haben . . . es ist ein düsteres, unheimliches, dem Leben und dem Tageslicht verschlossenes Gebäude, dem Anschein nach seit vielen, vielen Jahren von keines Menschen Fuß mehr betreten. Stefaneck, unser lebenslustiger Student, hat sich um das alte, vielleicht von irgend einer seit der Schlacht am weißen Berge untergegangenen böhmischen Magnatenfamilie herrührende Kastell, an welchem er so oft vorübergekommen, nie viel gekümmert, und weßhalb es so leer und verödet dasteht, ist ihm ein Räthsel gewesen, das ihm nie so viel Interesse eingeflößt hat, um je den Versuch zu machen, es zu lösen.

„Heute aber, auf dem stillen Platze dem Gebäude gegenüber angekommen, hemmt er seine Schritte, und die Hand auf die Schulter seines Begleiters legend, deutet er zu dem Erker empor.

„Sieh' einmal da hinauf, Rohacek!“

„Das ist seltsam! sagt dieser, ebenfalls emporblickend. „Wer mag denn da eingezogen sein?

„In dem alten Bau steht nämlich heute das Erkerfenster mit beiden Flügeln weit auf. Unter demselben und zu beiden Seiten zeigen sich ein halbes Dutzend geräumiger Käfige aufgehängt, in denen mächtig große Raben sich befinden, die Federn sträuben, träge mit den Flügeln schlagen und heisere Rufe ausstoßen. Im Innern des Gebäudes aber, hinter den offenen Erkerfenstern, taucht eine langsam vorüberwandelnde Gestalt auf, eine junge Dame in einer goldgestickten eigenthümlichen Sammethaube; sie wendet den jungen Männern ein Gesicht von einer ganz überraschenden Schönheit zu — sie lächelt freundlich auf dieselben herab — und geht vorüber.

„Ueberrascht blicken diese jungen Männer noch immer hinauf — da, von der andern Seite her zurückkommend, erscheint das verführerisch aussehende junge Mädchen wieder, freundlich lächelnd wie eben, und wie leis mit dem Kopfe winkend, grüßend ... ihre Hände scheinen dabei wie mechanisch mit einer Filet- oder Häkelarbeit beschäftigt ... sie sind in fortwährender Thätigkeit. So geht sie abermals vorüber, um abermals zurückzukommen, und diesesmal ganz unverkennbar den leisen freundlichen Wink zu wiederholen.

„Sie winkt uns hinauf," ruft Stefaneck aus, „wo ist der Eingang in das alte Haus?"

„Du wirst doch nicht hinein wollen?“ versetzte sein Begleiter erschrocken. „Weißt Du nicht, daß dieser alte Bau berüchtigter ist, als der Palast Czernin.“

„Ah bah, Du denkst doch nicht an Gespenster?“ ...

„Hast Du nicht gehört, daß Mellschütz und Sandsky nie wiedergekehrt und verschollen sind ...“

„Mellschütz und Sandsky — die mit uns Anatomie hörten? Daß sie verschwunden oder wenigstens aus den Ferien nicht heimgekommen sind, weiß ich ... aber was haben sie mit diesem merkwürdig schönen Geschöpf in diesem alten Hause zu thun?“

„Man sagt eben, daß sie es versuchten in das Haus zu dringen, und daß sie niemals daraus zurückkehrten!“

„Das sagt man? Wie einfältig! Komm mit!“

„Ich würde um keinen Preis der Welt gehen!“ versetzte Rohacek.

„Und ich werde mich durch nichts in der Welt abhalten lassen zu gehen!“

„So geh' allein!“

„Nicht ohne Dich. Aber da Du keinen Muth hast, muß ich ihn Dir einflößen — laß uns zu Kokoritz in die Pinkasgasse gehen ... wenn wir eine oder zwei Flaschen von seinem vortrefflichen Melniker geleert haben, wirst Du auf der Höhe der Situation sein.“

„Die Weinschenke von Kokoritz in der Pinkasgasse hatte für Rohacek keine gespenstische Schrecken. Dahin war er bereit, dem Freund zu folgen, in der Hoffnnng, daß dieser hinter der Flasche seinen verwegenen Entschluß vergessen würde.

„Aber dem war nicht also; Stefaneck fühlte mit jedem Glase Melniker ein stürmischeres Verlangen, zu dem schönen Fräulein in der koketten goldgestickten Sammethaube zu gelangen, und Rohacek fühlte mit jedem Glase, das ihm sein Freund einschenkte, sein Widerstreben gegen diese gefährliche Unternehmung schwächer werden.

„Als sie zwei Flaschen geleert hatten, stand Stefaneck auf.

„Es wird bereits gauz dunkel," sagte er, „es ist hohe Zeit, daß wir gehen. Komm' jetzt, ohne Widerrede . . ."

„Rohacek versuchte keine Widerrede mehr. „Nun denn, in Gottes Namen," sagte er, und bezahlte den Wein.

„Sie gingen.

„Nach dem Ziegenplatz hin hatte das alte Haus keinen Eingang. Dieser lag zur Seite, in der Gasse, die von dem Platze nach dem großen Ring hinauf führt. Hier zeigte sich ein alterthümliches, schwer sich

aufbauendes Portal, über dem eine wuchtige breite Steinarbeit, große Wappenschilde darstellend, lastete. Als die beiden jungen Leute ihren Fuß auf die Schwelle dieses Portals setzten, und Stefaneck eben den alten rostigen Thürklopfer ergreifen wollte, öffnete sich geräuschlos und langsam, wie von einer unsichtbaren Hand aufgeschlossen, einer der Thürflügel. Sie traten ein, — die Thüre hatte sich unmittelbar hinter ihnen wieder geschlossen — und sie befanden sich in einem, wie es schien sehr weiten, aber völlig dunklen Flur. Nur am Ende desselben schimmerte Licht; es zeigte sich da eine breite, bequem aufgebaute Stiege, über deren steinerne Stufen von oben her der Lichtschimmer niederdämmerte. Stefaneck wandte sich dieser Treppe zu und begann keck empor zu steigen — Rohacek folgte ihm, furchtsam und beklommenen Athems.

„Es kommt mir vor,“ sagte Rohacek gedämpft, als sie so aufsteigend in eine hellere Lichtregion gelangten, „als ob der Staub fingerdick auf diesen Stufen läge! Scheint das Dir nicht auch?“

„Stefaneck wollte antworten, als seine Aufmerksamkeit von einem andern Gegenstande angezogen wurde. Er sah vor sich auf den obersten Stufen der Treppe ein gelbseidenes Frauengewand, eine Robe oder einen Schlender liegen — darauf einen weißen Schäferhut

von Atlaß, mit einem vertrockneten, alten Blumenstrauß daran — das Alles, so viel sich erkennen ließ, eigenthümlich verschossen und verblichen aussehend und ebenfalls mit einer dichten Schicht Staub bedeckt.

„Die Kammerkatze unserer Dame," flüsterte Stefaneck, „muß nicht besonders zur Ordnung angehalten werden, daß sie die Toilette ihrer Gebieterin an so eigenthümlichen Aufbewahrungsorten umherfahren läßt..."

„Komm' zurück, laß uns nicht weiter dringen," flüsterte Rohacek, das altmodische Zeug anstarrend, „mir ist ganz elend vor Beklommenheit zu Muthe."

„Sind wir so weit, so wollen wir auch weiter," versetzte Stefaneck — und schritt in den langen, von einer Ampel erhellten Gang hinein, der sich über der Treppe vor ihnen öffnete.

„Zur linken Seite zeigte sich eine Reihe hoher, dunkler Thüren. Stefaneck trat der ersten nahe — sie öffnete sich vor ihm, still und geräuschlos, wie die Hausthüre es gethan; die beiden jungen Leute blickten in ein leeres Gemach, das mit gelbseidenen Tapeten bekleidet war; mit demselben Stoff überzogene Möbel, Divan, Stühle, standen an den Wänden gereiht; auf einem Tisch mit gewundenen Füßen, der die Mitte einnahm, mit einer Decke von gelbem Damast belegt, stand eine Vase von chinesischem Porzellan; Ueberreste eines Strau-

ßes, der hineingesetzt worden, lagen auf der Decke umher und verbreiteten einen eigenthümlichen Modergeruch. Erhellt war das Gemach durch eine von dem Plafond niederhängende matt brennende Ampel.

„Niemand ist darin," sagte Stefaneck sich wendend, und verließ die Schwelle des gelben Gemaches, um tiefer in den Gang hinein zu schreiten. In der Mitte desselben zeigte sich, höher als die andern, eine große Flügelthüre.

„Wenden wir uns gleich dahin," fuhr der unerschrockene Student fort, auf diese Thüre deutend, „sie muß in den Saal mit dem Erker führen."

„Beide schritten darauf zu. Auch hier war es wie bei den andern Thüren. Ohne daß eine Hand sich auf das Schloß legte, öffnete die Thüre sich.

„Sie traten, wie der erste Blick ihnen zeigte, in den Saal mit dem Erker.

„Es war ein außerordentlich großer Raum, fast wie ein Festsaal.

„Er war mäßig hell erleuchtet, durch einen von der Decke niederhängenden Krystalllüstre, auf dem eine Anzahl Wachskerzen flammten; nur zwei Ecken des Gemachs lagen in einer Art Dämmerung; es befanden sich nämlich rechts und links auf vorspringenden Säulen ruhende Söller oder Bühnen, wie für die Musikanten

bei etwaigen Festlichkeiten eingerichtet; unter denselben und zwischen den Säulen führten Flügelthüren, die in tiefem Schatten lagen, in die anstoßenden Gemächer.

„In der Mitte des Raumes stand ein großer runder Tisch, bedeckt mit einer Anzahl pyramidenartig aufgebauter Käfige von Messing- oder Golddraht — denn sie glänzten im Scheine der Krystalllüstres wie Gold, und in diesen Käfigen bewegte sich stumm und schweigend ein ganzes Volk von merkwürdig schönen, großen Vögeln vom prachtvollsten Gefieder — es waren die glänzendsten, buntesten Exemplare von fremdartig gestalteten Bewohnern der Palmen- und Bananenwälder ferner sonniger Zonen, welche man sich denken kann. Es war ein Anblick von ganz überraschender Pracht. Unsere Studenten schauen erstaunt darauf hin, aber über die Thatsache, daß alle diese sonst so lärmenden, unruhigen Geschöpfe in eigenthümlicher Stille verharren, und eben so eigenthümlich sacht und wie hinfällig und langsam in ihren Bewegungen sind, über diese Thatsachen zu grübeln, bleibt ihnen nicht Muße, weil ihre Blicke hinüberfliegen zu der Dame, welche sie von der Straße aus vorher erblickt haben.

„Diese Dame wandelt ganz so, wie sie sie vor einer Stunde sahen, an derselben Stelle, in dem Saal auf und ab. Doch ist jetzt das Erkerfenster im Hinter-

grunde geschlossen, denn es ist ja fast Nacht draußen geworden. Die Dame aber scheint jetzt, im Lichte der Kerze, wo möglich noch schöner, rosiger, strahlender; sie trägt das dunkle Haar ganz aus der Stirne gestrichen und nach hinten zusammengerollt, wo die kleine, kokette Goldhaube auf dem Scheitel prangt. Ein Mieder von schwarzem Sammt mit weitem viereckigem Ausschnitt, der die lilienweiße Haut der Büste sehen läßt, ist vorn durch feine Goldkettchen zusammengeschnürt; darunter trägt sie eine Robe von brauner broschirter Seide, deren schwere Falten lang und malerisch an ihrer schlanken Gestalt niederfließen.

„Sie ist noch fortwährend, wie sie es früher war, mit einer kleinen Häkelarbeit beschäftigt. Doch blickt sie nicht darauf, sondern den beiden jungen Leuten wendet sich ihr Gesicht mit einer holdseligen Freundlichkeit zu, daß Stefaneck an dem Tisch mit den farbigen Vögeln vorüber ihr näher tritt, um mit möglichst wohlgesetzten Worten die Freiheit zu entschuldigen, die er und sein Freund sich genommen, der Dame aufzuwarten.

„In diesem Augenblick aber öffnet sich eine Seitenthüre, ein alter, grauer Mann in einer seltsam altfränkischen Bediententracht tritt ein, auf einer silbernen Platte eine Flasche und zwei hohe Spitzgläser tragend, und wandelt mit einem eigenthümlich steifen, schwer=

schlürfenden Schritt an den Studenten vorüber, setzt die Platte auf einen neben ihnen rechts sich befindenden Tisch und entkorkt die mit Spinngeweben bedeckte Flasche, während die Dame mit einer graziösen Handbewegung den beiden jungen Männern winkt, auf der hinter dem Tische an der Wand stehenden Ruhebank Platz zu nehmen. Der Bediente füllt die Spitzgläser mit einer goldglänzenden, ein verlockendes Arom verbreitenden Flüssigkeit — Stefaneck streckt bereits die Hand aus, um eines dieser Spitzgläser zu ergreifen, und mit einer höflichen Verbeugung gegen die Dame des Hauses zu leeren — als ihm plötzlich Rohacek, der hinter ihm steht, einen Rippenstoß gibt und dabei einen leisen Schrei entsetzlicher Angst ausstößt.

„Da ... da ... schau' in die Ecke!“ flüstert er dabei seinem Begleiter zu und dieser, der Richtung der weit offen starrenden Augen Rohacek's folgend, erblickt in dem, unter dem einen Söller und zwischen den Säulen herrschenden Schatten ein scheußliches Etwas, ein Gerippe, das ihm jetzt mit dem Kopfe wie drohend langsam zuwinkt — mit einem Schädel, in welchem Stefaneck doch in einer Weise, die er später nicht zu erklären wußte, seinen ehemaligen Bekannten Mellschütz, den verschollenen Hörer der Anatomie, erkennt!

„Schaudernd über den gräßlichen Anblick, läßt Ste-

faneck das Glas zu Boden fallen; in diesem Augenblick stößt ihn Rohacek noch einmal an und wiederholt sein:

„Da . . . schau' her!" — dießmal nach der andern Seite des Saales, nach der andern Säulengruppe deutend — und Stefaneck erblickt nun dort, im Schatten unter dem vorspringenden Söller, ganz so wie eben den Einen, den Andern der zwei Verschwundenen, Sandsky stehen.

„Teufel!" ruft Stefaneck jetzt aus, einen Schritt zurückprallend.

„Aber es ist, als ob die Dame durch verdoppelte Holdseligkeit den Eindruck der schrecklichen Erscheinungen wieder auslöschen wolle. Sie ist herangetreten, sie blickt Stefaneck mit einem bezaubernden Lächeln an . . . sie streckt die Hand aus, ihm entgegen — Stefaneck nimmt sie, er ergreift sie, diese Hand, aber in seiner Aufregung mit einem heftigen, vielleicht unwillkürlich krampfhaften Druck — und im nächsten Augenblick fühlt er, daß er die Finger dieser Hand, vier kalte, knöcherne, fleischlose Finger in seiner Hand hält!

„Entsetzt schleudert er diese Finger von sich.

„Die Dame aber verzieht, wie einen Schmerz verbeißend, das rosige Antlitz; sie hält die Hand empor, gegen das Licht . . . aus den Wundhöhlen sickern anfangs schwache Tröpfchen Blut . . . dann zeigen sich die

Spitzen anderer Finger, die erst langsam heraus wachsen, dann immer rascher und rascher vortreten — nach kurzer Zeit ist die Hand wieder hergestellt, so vollständig, so unverletzt, so weich und so weiß wie sie war.

„Unsere zwei Studenten hatten diesem Schauspiel mit einem Entsetzen und Grausen zugesehen, welches leichter zu begreifen als zu schildern ist. Jetzt hat Stefaneck nicht zwar den Muth, aber er hat über allemdem den Kopf verloren. Seiner nicht mehr mächtig, ganz außer sich ruft er aus:

„Das ist ja des Teufels Küche, in die wir gerathen sind, das ist ein Spuk der Hölle, das ist eine Hexe!" und bei diesen Worten ergriff er den Hals der auf den kleinen Tisch gestellten Flasche, zielt damit auf den Kopf der jungen Dame, die er solche Zaubereien ausführen sieht, und schleudert die Flasche gerade gegen ihre Stirn.

„In diesem Augenblick öffnet sich der Kopf des entsetzlichen Geschöpfs; es ist, als würde er in der Mitte auseinandergespalten; die Flasche fährt hindurch, um hinten im Raume auf den Boden zu stürzen; die beiden Hälften des Kopfes aber schließen sich langsam wieder zusammen; das eben noch so rosige lächelnde Antlitz jedoch ist in wunderbarer Weise verändert; mit einem Ausdruck entsetzlicher Wuth, wie eine Furie, starrt sie Ste-

faneck an; die Augen flammen, sie erhebt die Hand und tritt ihm rasch einen Schritt näher, als ob sie ihn erwürgen wolle.

„Stefaneck aber fühlt sich wie an allen Gliedern gelähmt, er denkt an Flucht, und hat doch nicht die Kraft den Fuß zu heben.

„Da, im Augenblick der Gefahr . . . das entsetzliche Weib hat schon den Studenten am Halse erfaßt — da tritt plötzlich eine dritte, ganz neue Gestalt auf. Es ist ein hochgewachsener, kräftiger Mann, in einen langen, grauen, fast bis auf die Erde reichenden Ueberrock zugeknöpft, einen Hut mit breitem Rande in die Stirne gedrückt — Stefaneck hat nicht wahrgenommen, wie er eingetreten, wie er so nahe gekommen — aber er ist da, er tritt zwischen das zürnende Weib und den Studenten, er erfaßt diesen unter den Arm und rasch führt er ihn, wie willenlos, fort — Rohacek folgt an seiner andern Seite; die Thüre, durch welche die beiden Studenten gekommen, klafft vor ihnen auf, sie retten sich hindurch, sie schließt sich hinter ihnen — es ist wie das Werk eines Augenblicks — sie stehen wieder auf dem Corridor!

„Stefaneck will hier stehen bleiben, um aufzuathmen, um Luft zu schöpfen . . . aber es ist, als ob der Fremde,

der ihn unter den Arm gefaßt hat, eine unwiderstehliche Gewalt über ihn übe — er zieht ihn weiter, vorwärts.

„Sie kommen unter der Hängelampe her, die den Gang erhellt — das Licht fällt hier auf das Antlitz des Fremden und nun, noch einmal den Schritt hemmend, schreit Stefaneck auf:

„Gott sei mir gnädig ... Du bist's, Du, Onkel Octavio? . . . Onkel, woher kommst Du, wie kommst Du hierher ..."

„Aber der Onkel hört nicht auf ihn, er zieht ihn weiter der Treppe zu — er sagt nichts als die Worte:

„Komm', komm' fort von hier — Du wirst Alles erfahren!"

„Und so geht es die Treppe hinab, durch den dunklen Flur, durch das sich willig öffnende Eingangsportal, auf die nächtlich dunkle, verödete Straße.

„Hier läßt der Fremde den Arm Stefaneck's fahren. Der Student macht zwei Schritte, blickt sich dann um — und . . . wo ist der Onkel?

„Der Onkel Octavio ist fort! Nur Rohacek steht an Stefaneck's Seite.

„Wo ist der lange Fremde?" fragt Rohacek.

„Wo ist er? Sie blicken nach allen Seiten. Er ist verschwunden! Er ist fort wie ein Schatten, wenn das Licht, das ihn warf, erlöscht!

„Die jungen Leute suchen, zitternd vor Aufregung, wie gebrochen an allen Gliedern, wankenden Schrittes Stefaneck's Wohnung auf. Hier erzählt der Letztere seinem Freunde von seinem Oheim, was er eben von ihm wußte. Beide haben dann viel nachgeforscht nach der Geschichte des alten Hauses, aber sie haben Niemanden gefunden, welcher ihnen etwas darüber berichten konnte, das auch nur entfernt in Verbindung zu bringen gewesen wäre mit dem, was sie erlebten. Niemanden auch, der etwas davon bemerkt hätte, daß an diesem Tage das alte Haus bewohnt gewesen sei. Der Oheim Octavio aber ist verschollen geblieben bis auf diesen Tag! —

„Das ist," schloß Baron Maldagham seine Erzählung, „die Geschichte meines Freundes, des Regimentsarztes in Temesvar."

„Die Geschichte ist ja ganz gräßlich, ganz schauerlich," sagte die junge Frau mit einer Bewegung ihrer zarten Schultern, als ob sie das Grauen abschütteln wolle.

„Sie ist höchst merkwürdig, in der That," meinte der Marquis de Rossagnac.

„Ich," fiel Paul Terwagne ein, „finde sie nicht so besonders merkwürdig, mein lieber Maldagham . . . es spielen mir die Flaschen in dieser Studentengeschichte eine viel zu große Rolle. Wahrscheinlich sind die beiden

Studio bei Kokoritz in der Pinkasgasse so lange bei dem schweren Melniker sitzen geblieben, bis sie trunken eingeschlafen sind, und Dein trefflicher Freund Stefaneck die ganze Geschichte geträumt hat!"

„O, wir wissen, Paul ist ein starker Geist!" rief hier der junge Chevalier spöttisch aus, „er muß erst noch durch eigenes Erlebniß bekehrt werden!"

„Vielleicht," bemerkte der Cornet lächelnd, „steht ihm das früher bevor, als er denkt — sagten Sie mir nicht, Herr von Rossagnac, es sei nicht ganz geheuer in der Gloriette?"

„Ich," versetzte der Chevalier achselzuckend, „habe wenigstens immer den Muth meiner Schwester Dorette bewundert, die so lange ihre Tage darin zugebracht hat . . ."

„Und was sagt man denn von der Gloriette?" fragte Paul Terwagne mit einem forschenden Blick in das ihm zugewendete Gesicht des Chevaliers.

„Ich habe nie das Geringste darin erlebt, das mich beunruhigt hätte," schaltete die junge Frau ein.

„Es wird albernes Geschwätz der Domestiken sein," bemerkte der alte Marquis . . . „aber da ist Pierre, der uns anzukündigen kommt, daß das Souper uns erwartet."

„Monsieur est servi!" meldete in der That Pierre, der Bediente, der eben eintrat.

Während Paul Terwagne seine junge Frau in das Speisezimmer führte, flüsterte er ihr zu:

„Ich bin überzeugt, daß man vor hat, uns diesen Abend in der Gloriette einen Streich zu spielen!“

„Glaubst Du?“

„Irgend eine Neckerei,“ fuhr er fort. „Man hat offenbar die Gespenstergeschichten geflissentlich auf's Tapet gebracht, um uns in die rechte Stimmung zu versetzen. Aber sorge nicht — ich will, bevor wir zur Ruhe gehen, schon rekognosziren.“

Zweites Capitel.

Die Gloriette.

Es war zehn Uhr. Der Marquis von Rossagnac hatte sich bereits zur Ruhe begeben; die jungen Leute vertrieben sich die Zeit mit dem Brettspiel; Maldagham, die junge Frau und Paul Terwagne hatten unterdeß zusammen geplaudert; Maldagham setzte der still lächelnd zuhörenden Dame eben auseinander, daß es keine glücklicheren Ehen geben könne, als die der Soldatenfrauen, deren Männer immer voll Zärtlichkeit und Sehnsucht blieben, weil sie die Hälfte ihrer Zeit, in den Jahren, wo das Manneskerz überhaupt der Zärtlichkeit und Sehnsucht fähig sei, fern von ihren Frauen zubringen müßten, was ein vortreffliches Mittel sei, diese Zärtlichkeit und Sehnsucht immer lebendig und wach zu erhalten.

Paul Terwagne nahm diesen Augenblick wahr, um unbemerkt die Gesellschaft zu verlassen. Draußen auf

dem Vorplatz wandte er sich der Treppe zu, eilte die Stufen hinab, schritt unten quer durch die Eingangshalle und trat in den großen Garten, der sich hinter dem Landhause leise ansteigend bis an ein Gehölz erstreckte, welches eine etwas steiler sich erhebende Bergwand bedeckte. Es war rings umher Alles still — man hörte von drüben, von der Tiefe des Thales herüber, das Rauschen des geschwellten Berggewässers, das über Steingerölle und Wehren der Maas zuströmte; helles Mondlicht lag auf den Gängen, den Taxushecken, den in zierlichen Schnörkelnformen angelegten, mit Buchsbaum umsäumten Beeten; aus dem Hintergrunde des Gartens leuchtete weißlich schimmernd die Gloriette herüber.

Die Gloriette bestand aus einer ziemlich großen, nach vorn offenen, und hier von vier runden Sandsteinsäulen getragenen Halle. Darüber erhob sich ein zweites Stockwerk, zu dem in der linken Ecke der Halle eine Thüre, dahinter eine schmale Treppe führte. Oben trat man zuerst in ein kleines Vorzimmer, von diesem in einen kleinen Salon, dann in ein Schlafgemach; an dieß Schlafgemach stieß nach der Rückseite des Gebäudes hin, ein als Ankleidezimmer zu benützender Raum, aus dem eine Thüre und ein schmaler Gang wieder in das zuerst erwähnte Vorzimmer führten.

Alles war sehr klein, aber sehr hübsch, sehr behaglich und wohnlich eingerichtet — und: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar" — für ein junges Ehepaar konnte kein hübscherer Taubenschlag erdacht werden.

Paul Terwagne untersuchte, bevor er in diese Gemächer hinaufstieg, sehr aufmerksam das Schloß der Thüre, die aus der unteren Halle zur Treppe führte. Es that vollständig seine Dienste, und nach innen hin steckte der Schlüssel, wie er sollte. Oben, in dem Salon angekommen, zündete der junge Offizier die beiden auf dem Kaminsims stehenden Wachskerzen an, nahm einen der Leuchter und machte damit die Runde durch das ganze kleine Gebäude; er untersuchte alle Thüren und Schlösser, alle Fenster, leuchtete in jeden Winkel . . . er fand nichts, nicht das leiseste Anzeichen, das auf irgend eine Absicht, eine Vorbereitung deutete, wie er sie argwöhnisch besorgte.

In dem Salon zurückgekommen, stellte er das Licht zu dem andern auf den Trumeautisch zwischen den beiden Fenstern; dann blickte er durch eines dieser Fenster in den Garten hinab, dessen geschorene Zwerg- und Pyramidenbäume, dessen abenteuerliche Taxusfiguren und mythologische Steingestalten in dem hellen Mondlicht zusammen ein eigenthümlich anziehendes Bild darstellten . . .

drei, vier Minuten mochte er so, nach und nach in Gedanken versinkend, gestanden haben, als er plötzlich unwillkürlich zusammenschreckte.

Er hörte dicht hinter sich ein heftiges Niesen.

Er wandte sich im selben Augenblick um; aber es war Niemand in dem Raum, nichts Lebendes außer ihm und den langsam flackernden Kerzen.

Paul Terwagne eilte fast blitzschnell hinaus; es hatte den Anschein, als ergriff er vor Schrecken augenblicklich die Flucht. Aber er kehrte auch eben so rasch wieder zurück . . . er hatte die Thüre des Vorzimmers, die auf die Treppe führte, abgeschlossen.

„Jetzt," sagte er mit lauter Stimme, „wünsche ich die Bekanntschaft des Geistes, der da eben nieste, zu machen . . . haben Sie die Güte, sich zu offenbaren, denn ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, wenn ich gezwungen bin, Sie erst zu suchen, so werde ich Sie nachher ein klein wenig durchbläuen."

Alles blieb still.

„Ei, zum Teufel," sagte der Offizier zornig, „ich werde aus dem Schlafzimmer meine Pistolen holen."

Er ging geräuschvoll in das Seitenzimmer; aber statt darin zu verschwinden, blieb er auf der Schwelle stehen und wandte den Kopf zurück.

Was er erwartet hatte, geschah. Der Geist wollte den Augenblick benützen, um nach der Möglichkeit einer Flucht zu spähen und verrieth sich.

Ein großes, über dem Kamin angebrachtes, irgend einen alten Fürstbischof von Lüttich, den ehemaligen Souverän dieser Gegend, darstellendes Gemälde, hatte sich in seinem Rahmen bewegt; es klaffte einen halben Schuh weit von der Mauer ab, und durch diesen klaffenden Spalt blickte ein braunes, dunkles Männergesicht.

„Aha — Du bist es, Pierre," sagte Paul Terwagne, das regsamste, verschmitzteste und anstelligste Individuum unter der ganzen Dienerschaft, einen kleinen, untersetzten Burschen von etwa fünfundzwanzig Jahreu erkennend. „Was zum Teufel machst Du da, mein Freund? Komm' heraus aus Deinem Versteck, damit ich Dir bequemer die Prügel appliciren kann, die Du von mir erhalten wirst."

„O mein gnädiger Herr," sagte Pierre, das Gemälde von der Wand so weit abschiebend, daß er ganz dahinter hervorkommen und auf den Boden des Salons niederspringen konnte . . . „mein gnädiger Herr — verzeihen Sie mir — die Herren wollten es — sie haben mich gezwungen dazu . . . wahrhaftig, sie haben mich mit Gewalt —"

„Welche Herren?“

„Nun, der Chevalier und der junge Baron Hellrath ...“

„Dacht' ich's doch ... und was solltest Du in dem Kaminloch da hinten machen? Etwa geräuchert werden?“

„Ach, gnädiger Herr — ich sollte nichts Uebles thun ... ganz gewiß nicht ...“

„Das heißt, Du solltest nicht stehlen, oder etwa die Gloriette uns über dem Kopf anzünden — das weiß ich — aber was solltest Du thun? Heraus damit!“

„Ich sollte weiter nichts thun, als an diesem Bindfaden ziehen ... später, wenn der gnädige Herr und die junge gnädige Frau zu Bett gegangen ...“

Pierre zeigte hier in die Ecke zur Rechten des Kamins, und Paul Terwagne, der einen der Leuchter nahm und hineinleuchtete, fand jetzt in der That eine dünne Schnur da niederhangend, die oben durch ein altes Schellenloch gezogen war, und so mit dem Schlafzimmer in Verbindung stand.

„Und wenn Du an dem Bindfaden gezogen hättest, was dann?“

„Dann hätte ein alter Musikkasten, der drinnen in einem verborgenen Wandschrank steht, angefangen,

Ihnen ein Musikstück vorzuspielen . . . wären Sie aufgestanden, um Untersuchungen anzustellen, so hätte ich mich hinter dem Bilde verborgen, und Sie hätten nichts gefunden; und dann, wenn Sie sich wieder gelegt, hätte der alte unsichtbare Musikkasten von neuem begonnen, Ihnen sein schönstes Stück vorzuspielen . . . der Uhrmacher unten im Dorf, der so geschickt in allen solchen Dingen ist, hat ihn dazu auf's Beste wieder in Stand gesetzt."

„Also das war die ganze Teufelei?" rief Paul Terwagne lachend aus . . . „wahrhaftig, es ist eigentlich Schade darum, denn merkwürdig wäre es in der That gewesen, wenn wir die Nacht hindurch solch' eine räthselhafte Musik aus der Wand hervorklingen gehört hätten . . ."

„Der Baron Hellrath hat mir einen Kronenthaler dafür versprochen, wenn . . ."

„Nun, wenn?"

„Wenn ich meine Sache geschickt mache . . . aber hören Sie nichts, gnädiger Herr?" unterbrach sich Pierre horchend.

„Hören — was soll ich hören?"

„Ich habe den ganzen Abend, seit ich hier in der Gloriette steckte, etwas gehört, als ob es nicht richtig hier innen oder draußen in den nächsten Gebüschen sei!"

„Aha," fiel Paul Terwagne lächelnd ein, „das spukende Gespenst hat selbst Angst!"

„Horchen Sie doch einmal!"

Paul horchte.

„Du hast Recht — ich höre gehen und flüsternde Stimmen unten — was kann das sein?"

Er trat zum Fenster und blickte hindurch.

„Da unten seh ich Niemand!" sagte er.

„Es muß in der Halle unten sein!"

Paul wandte sich vom Fenster ab, und machte zwei Schritte der Thüre in das Vorzimmer zu, als Pierre ausrief:

„Es kommt die Treppe herauf — mein Gott — das ist ja wie eine ganze Armee!"

In der That, es war wie eine ganze Armee, wenn eine solche eine enge Treppe hinauf hätte marschiren können . . . es waren die schweren Schritte mehrerer Männer, und dazwischen wurde lautes Waffengeklirr vernehmbar.

Paul glaubte im ersten Augenblick, daß auch das zu der Attrape gehöre, die man ihm vorbereitet hatte — im nächsten Moment jedoch war er mit einer raschen Bewegung in das Schlafzimmer getreten und langte sich die über seinem Bette hängenden Pistolen herab. Eben hatte er sie gefaßt und spannte die Hähne, als ein

heftiges Geräusch von dem Vorzimmer drüben her ihm ankündigte, daß man die wenige Minuten vorher von ihm abgeschlossene Thüre eintrat oder aufsprengte.

„Alle Wetter," sagte er betroffen, „mit Gespenstern haben wir es hier in der That nicht zu thun . . ."

Er stürzte in den Salon zurück — ihm gegenüber flog die entgegengesetzte Thüre desselben auf, und Paul starrte einen Augenblick auf eine ebenso unerwartete, überraschende als unangenehme Erscheinung — einen langen, rothbärtigen Menschen in französischer Offiziersuniform, der mit erhitztem Gesicht, mit gezogenem Degen über die Schwelle trat, umgeben von einer Gruppe Soldaten, die sich mit ihm durch die Thüre drängten.

Die Soldaten schlugen sofort ihre Musketen auf Paul Terwagne an.

„A bas les armes!" schrie der Offizier, „ou je fais tirer . . . à bas vos pistolets! Vous êtez mon prisonnier!"

Statt zu gehorchen, schoß Paul seine Pistolen sofort zu gleicher Zeit in den Haufen ab, wandte sich dann blitzschnell und war, durch das Schlafzimmer flüchtend, im nächsten Augenblick in dem kleinen, nach hinten hinausliegenden Ankleidezimmer, am Fenster desselben . . . er riß dieß auf, schwang sich hinein, ließ sich

dann über das Stück Mansardendach, welches sich draußen unter dem Fenster befand, niedergleiten, und wagte nun den kühnen Sprung in die Tiefe hinab, in das dichte Gebüsch, welches sich hier bis an die Rückseite der Gloriette erstreckte.

Er kam glücklich — während er sich losließ und sprang, hörte er ein paar Schüsse hinter sich drein knattern — er kam glücklich auf seinen Füßen unten auf dem Boden an; aber die Gewalt des Sturzes war zu groß, er fiel der Länge nach in das Strauchwerk hinein, und schlug dabei mit dem Kopf an einen alten, hier in die Nesseln geworfenen Gesimsstein. Zuerst fühlte er einen heftigen Schmerz und einen Schwindel; ein graues Dunkel umhüllte seine Augen; der Schwindel war im nächsten Augenblick so stark, daß er ihm die Sehkraft, die Sinne, das ganze Bewußtsein raubte; in einer dem Tod ähnlichen Besinnungslosigkeit krümmte sich Paul Terwagne's Körper zusammen.

Wie lange lag er so? Er hatte keine Ahnung davon, als er die Augen wieder aufschlug und um sich her blickte. Die ganze Scene war verändert. Er sah vor sich einen Tisch, auf welchem eine Laterne brannte, und über sich gebeugt das Gesicht Pierre's, während ein Mann in einem Kittel zu seinen Füßen stand; jenseits des Tisches erblickte er die im Schatten liegenden,

nur bruchstückweise von dem Licht der Laterne röthlich erhellten Schäfte der Sandsteinsäulen, welche die Hallen der Gloriette trugen.

„Was ist geschehen? Wo bin ich?“ rief er auffahrend aus.

Pierre hatte einen großen, mit kaltem Wasser gefüllten Pferdeschwamm in der Hand, den er noch einmal auf den Kopf Terwagne's drückte. Dann sagte er:

„Gott sei gedankt . . . der Lambert schwor schon darauf, der gnädige Herr sei todt . . der Lambert und ich haben Sie hinten im Gebüsch gefunden, wir hörten Sie stöhnen . . . da haben wir Sie hierher auf die Bank unter der Halle getragen, und seit einer Viertelstunde drück' ich Ihnen nun schon kaltes Wasser auf die Kopfwunde. Gott sei gedankt, daß Sie nicht todt sind . . .“

„Aber was ist geschehen, Pierre — was ist geschehen?“ wiederholte Paul in höchster Unruhe . . . „wo ist meine Frau?“

„Ja, sehen Sie, gnädiger Herr, ich weiß nichts davon, was geschehen ist, denn als ich die vermaledeiten Franzosen, diesen Champmorin, den der Teufel zerreißen möge . . . ich habe ihn wieder erkannt, den Schuft, bloß an der Sprache, und ich bin meiner Sache gewiß, ganz gewiß, daß es Champmorin war . . . als ich

diese Franzosen da oben die Thüre eintreten hörte, da bin ich behende wieder in das Kaminloch hinter dem alten Bilde gekrochen, und da habe ich wohl eine Viertelstunde gesteckt, bis Alles ganz still war; und dann erst bin ich ganz vorsichtig herausgekommen und zum Hause gegangen, und da hab' ich denn das ganze Unglück gehört . . ."

„Nun, was, was?" schrie Paul Terwagne entsetzt auf, „was für ein Unglück, heraus mit der Sprache, oder ich erdroßle Dich!"

Pierre fuhr erschrocken von dieser Heftigkeit einen Schritt zurück.

„Um Gotteswillen, beruhigen Sie sich, gnädiger Herr — ich will Ihnen ja Alles sagen, was ich weiß, oder vielmehr was Lambert weiß, denn ich habe doch mit Niemand anders gesprochen, als mit Lambert, wir sind gleich gelaufen Sie aufzusuchen, Lambert begegnete mir ganz allein im Hause, denn die andern Domestiken waren alle davon gelaufen oder hielten sich noch in Angst und Schrecken versteckt!"

„Das Unglück, das Unglück will ich hören; Mensch, Du bringst mich in Verzweifluug!"

„Das Unglück besteht darin," rückte jetzt Pierre endlich mit der Sache heraus, „daß die Franzosen, ohne sich lange damit aufzuhalten, Sie zu verfolgen

oder zu suchen, von der Gloriette, in der sie Niemanden mehr fanden, nach dem Hause geeilt sind, welches sie schon vorher umstellt hatten, wie es scheint; daß sie hineingedrungen sind, daß sie die ganze gnädige Herrschaft arretirt und aufgehoben haben, und mit ihr fort und davon gezogen sind."

„Gott sei mir gnädig!" stammelte Paul Terwagne . . . „Alle — Alle — auch Doretten — auch mein Weib?!"

„Alle, gnädiger Herr — auch den Chevalier und Ihre Kameraden!"

„Das ist ja entsetzlich," rief Paul aus, „und das habt Ihr, Ihr, Lambert, gesehen?"

Der Mensch im Kittel nickte mit dem Kopfe und gab eine Antwort in wallonischem Dialekt, die Paul nur noch zum Theil verstand.

„Ihr habt sie davon ziehen sehen, die Gefangenen in ihrer Mitte? Und wohin sind Sie gezogen?"

„Den Bergweg, den Fluß aufwärts, Herr," versetzte Lambert.

„Nach der französischen Grenze zu, wahrscheinlich nach Givet," erläuterte Pierre.

„Und wie viel waren ihrer?"

„Eine halbe Compagnie — achtzig bis hundert Mann gewiß!"

„Und ich, ich stehe hier allein, ganz, ganz allein, und kann sie nicht retten!“ rief Paul Terwagne verzweiflungsvoll die Hände ringend aus.

„Beruhigen Sie sich, Herr,“ sagte Pierre, „indem er wieder nach dem Schwamm griff, „Ihre Wunde beginnt auf's Neue zu bluten!“

Paul stand eine Weile sprachlos. Dann wie mit einem plötzlichen Entschlusse rief er:

„Pierre, verbinde mir die Wunde, so gut Du kannst — Du, Lambert, lauf' und sattle mein Pferd und das Maldagham's für Pierre — auf der Stelle — Du wirst mich begleiten, Pierre!“

„Wohin, Herr?“

„Wohin? Ihnen nach! Ich will vor allen Dingen zuerst sehen, wo sie bleiben!“

„Wo sie bleiben? Ich fürchte, Herr, daß ich Ihnen das sagen kann, ohne es mit eigenen Augen zu sehen,“ antwortete Pierre. „Man hat heute unten im Dorf erzählt, daß die französischen Truppen aus Namur abzögen, auf Givet zu. Bei diesem Abzug muß dieser Teufel von Champmorin sich das Vergnügen gemacht haben, durch eine kleine Seitenexpedition die Herrschaft zu überfallen; und die Gefangenen werden gewiß ebenfalls nach Givet gebracht — und dann —“

„Dann?“

„Nun, hoffen wir, daß es nicht Paris ist, wohin sie dann als aufgehobene Emigranten gebracht werden . . . Sie wissen Herr, dann ist es um ihr Leben geschehen . . .“

„Emigranten? Der Marquis de Rossagnac ist Lütticher und kein Franzose . . .“

„Hoffen wir, daß er es ihnen beweisen kann und daß sie es ihm gelten lassen,“ sagte Pierre kopfschüttelnd. „Aber ich habe mir unlängst in der Cantine sagen lassen, daß es unvorsichtig von ihm sei, hier im Lande zu bleiben, während die Franzosen uns so nah' gekommen. Meine Hoffnung ist, daß der Champmorin nicht ein so eingefleischter Teufel sein wird . . .“

„Champmorin, Champmorin — wer ist dieser Schuft, von dem Du in einem fort redest?“

„Champmorin? Das ist einer von den Patrioten. Als der Marquis noch drüben in Frankreich wohnte, hat er viel in unserem Hause verkehrt. Er hat ein kleines verschuldetes Gut in der Nachbarschaft. Man sagte, er mache Mademoiselle Dorette den Hof . . . man sagte auch schon, sie seien verlobt, obwohl ich, der es doch wissen müßte, nie ein Wort darüber von der Herrschaft vernommen; und dann wäre er auch sicherlich nicht, als die Revolution ausbrach, unter die Patrioten gegangen und hätte sich nicht enrolliren lassen, und darum denke ich mir, sie hat ihm einen Korb gegeben.“

„Teufel," rief Paul aus — „das sind Geschichten, von denen ich nie eine Silbe gehört habe! Und in dem Anführer der Bande hast Du diesen Champmorin erkannt? — Bist Du fertig mit dem Verbande?"

Pierre hatte noch einmal mit dem Schwamme operirt und dann ein weißes Taschentuch, das Paul ihm gegeben, um die Stirn des Verwundeten gebunden.

„Komm', komm'," sagte dieser jetzt hastig — „wir haben schon zu viel Zeit verloren. Spring' hinauf, und hole meinen Mantel, meinen Degen, meine Pistolen herunter."

Mit diesen Worten eilte er davon, es Pierre überlassend, seinen Befehl auszuführen. —

Zehn Minuten später verließen Paul Terwagne und Pierre, beide in Mäntel gewickelt, beide bewaffnet und mit tüchtigen Pferden beritten, den Hof des Landhauses, dessen Thore noch von dem Ueberfall her weit offen standen. Sonst deutete nichts auf das stattgefundene Ereigniß; die Franzosen hatten nichts geraubt, nichts beschädigt — sie hatten sich mit der Aufhebung der Bewohner begnügt und sich danach rasch wieder auf den Weg gemacht. Wahrscheiulich hatte der Ueberfall ursprünglich nur der Gloriette und ihren zwei Bewohnern gegolten . . . Paul schloß dieß wenigstens aus der Art des Auftretens der

Feinde. Hatte dieser Champmorin, dessen Stimme Pierre von seinem Versteck aus so bestimmt erkannt zu haben behauptete, eine verschmähte Neigung rächen wollen? Was ließ sich anders annehmen? Und welcher feile Bösewicht hatte ihm verrathen, daß das junge Paar in der Gloriette schlief? — Pierre war es nicht, so viel als Paul Terwagne in dem Gesicht des ehrlichen, in der Familie aufgewachsenen Dieners. Aber es war wahrscheinlich, daß er sich unter dem übrigen Gesinde, welches ja zum Theil mit aus Frankreich herübergekommen, und das diesem Champmorin bekannt sein mochte, gefunden, Es ließ sich auch annehmen, daß die von Paul vorgenommene Erleuchtung der Gloriette den Ueberfall der Feinde verfrüht hatte — die erleuchteten Fenster hatten ihnen vielleicht das Zeichen geschienen, daß die beiden jungen Gatten sich zur Ruhe begeben und daß der Augenblick zu handeln gekommen. Als sie dann die junge Frau nicht in der Gloriette gefunden, hatten sie den Ueberfall des Hauses ausgeführt . . . so konstruirte sich Paul den Hergang.

Drittes Capitel.

Die Verfolgung.

Der Weg, den die abziehende Schaar genommen, war nicht schwer zu verfolgen. Es war ein zu bedeutender Trupp, als daß die Bewohner der einzelnen, zerstreut im Gebirge liegenden Hütten, der kleinen Meiereien und der Blockhäuser von Holzfällern und Köhlern, nicht darauf aufmerksam geworden wären. Pierre ritt bald rechts, bald links von dem über mäßige Höhen und durch Schluchten führenden Wege ab und an einzelne dieser Siedelungen heran, um bei den aus dem Schlafe aufgeklopften Leuten Erkundigungen einzuziehen, und die Auskunft, die sie gaben, reichte hin, um über die Richtung, welche der Feind genommen, keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Auch erfuhren unsere Reiter auf diese

Art, daß sie, Dank dem raschen Schritt, und, wo es der Weg, und die Helligkeit der Nacht erlaubten, dem gestreckten Trabe ihrer Pferde immer näher den von ihnen Verfolgten kamen.

Paul Terwagne hatte, wenn sie wegen der Beschaffenheit des Weges Schritt reiten mußten, und neben einander waren, mehr als einmal den Namen Champmorin's auf den Lippen gehabt, und hatte dann immer wieder dem inneren Widerstreben, ihn auszusprechen, nachgegeben. Endlich, wie mit einer Anstrengung gegen sich selbst, sagte er:

„Was hast Du mir erzählt, Pierre, von diesem ... Champmorin? Er ist fortgelaufen — unter die Patrioten, ist Soldat geworden ...?"

„So sagt' ich, Herr," versetzte Pierre, „und wahrhaftig, es war das Beste, was er thun konnte; denn sein kleines Gut hatte mehr Schulden als Ziegel auf dem Dache waren, und da ihm nun die Spekulation auf die Hand von Mademoiselle, das heißt von Madame Dorette fehlschlug ..."

„Glaubst Du denn, er habe eine solche Spekulation wirklich gemacht?"

„Das wohl ohne Zweifel!"

„Aber Du sagst, er sei häßlich, boshaft ..."

„Boshaft — Gott weiß es — man sagte ihm als Schulbuben schon die abscheulichsten Streiche nach —

und schön ist er auch nicht, mit seinem rothen Pockennarbengesicht, das aussieht, als hätte Jemand einen Sack mit Nüssen darauf zerschlagen . . ."

„Und ein solcher Mensch," fiel Paul wie empört ein.

„Ein solcher Mensch," unterbrach ihn Pierre, „braucht deshalb nicht ohne Hoffnungen zu sein, mein' ich; die Frauen haben einen seltsamen Geschmack mitunter und . . ."

„Du willst nicht sagen, daß dieser Champmorin auf einen solchen seltsamen Geschmack, der ihn ermuthigt habe, gestoßen sei!"

„Nein, Herr, das will ich in der That nicht sagen, aber . . ."

„Nun aber?"

„Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll — es braucht nur etwas von einem rechten Teufel in einem Manne zu sein, und er bemächtigt sich am Ende doch einer Frau; nicht ihres Herzens, ihrer Neigung, das meine ich nicht . . . aber, wie soll ich es bezeichnen? Lassen Sie mich sagen ihrer Seele . . ."

„Mag sein," versetzte Paul halblaut und wie für sich . . . „nicht gerade ihrer Seele, sondern ihres instinktiven, unbewußten Lebens . . ."

„So wie die Schlange kleine Vögel mit Blicken fängt," fuhr Pierre fort.

„Und Du glaubst, dieser Champmorin sei eine solche Schlange?“

Pierre zuckte die Achseln.

„Ich weiß nichts weiter davon,“ entgegnete er, „als daß ich Mademoiselle Dorette ihn oft habe so anblicken sehen, wie solch ein armer Vogel. Und es kehrten ihre Augen mit diesem Ausdrucke der Aengstlichkeit immer wieder zu seinem häßlichen Kopfe zurück . . . am Ende war es gut, daß der Marquis eines Tages, nachdem er Briefe von Paris erhalten, dem ganzen Hause ankündigte: wir reisen schon Ende der Woche!“

„Und Mademoiselle Dorette, wie Du sie noch immer nennst?“

„Und, Mademoiselle Dorette war durchaus nicht niedergeschlagen über diese Nachricht. Sie bestärkte den Herrn mit ihrer ganzen Beredsamkeit in seinem Entschluß, und war darüber im Krieg mit dem Chevalier, ihrem Bruder, der die Gefahr nicht für so dringend hielt!“

Paul hatte genug gehört, und was ihm Pierre zuletzt gesagt, schien ihm ein so befriedigender Abschluß dieses Gespräches, daß er es nicht fortsetzte. Er drückte sein Pferd vorwärts, und setzte es wieder in Trab.

Der Weg, den Paul Terwagne und sein Begleiter verfolgte, wand sich durch ein schwieriges und für Wägen gar nicht zu passirendes Bergterrain; nach einigen Stunden

mündete er jedoch in ein breiteres langes Defilé, durch welches eine befahrene und ziemlich im Stande gehaltene Landstraße sich zog. Paul war diese Straße nicht unbekannt. Sie kam rechts von Namur her, und lief etwa eine halbe Stunde von der Stelle, wo Paul und Pierre sie erreichten, linkshin, gerade westlich weiter, um sich dann in zwei Aeste zu spalten; einer dieser Aeste führte rechts nach Givet zu, der andere zog sich mehr links hin nach Luxemburg.

Der Morgen begann zu grauen. Da es helles, trockenes Wetter war, so erweiterte sich mit der schwindenden Dämmerung sehr bald der Horizont, und Paul's scharfes Auge sah nach einiger Zeit sowohl den Ausgang des Defilés, wo die beiden Straßen, wie gesagt, auseinanderliefen, als auch die letzten Glieder der, wie es schien, ziemlich läßig und ermüdet weiter marschirenden Feinde in der Ferne vor sich.

Er hemmte jetzt den Schritt seines Pferdes; dieser blieb jedoch noch immer rasch genug, um ihn näher und näher an diejenigen, welche er verfolgte, zu bringen. Er sorgte deßhalb nicht — einer etwaigen Gefahr waren die Beine seines starken Thieres jeden Augenblick im Stande ihn zu entreißen.

Es lag etwa nur die Weite eines guten Büchsenschusses zwischen ihm und dem vorausziehenden Trupp,

als dieser plötzlich Halt machte und augenscheinlich in in große Bewegung gerieth. Die Franzosen drängten sich zusammen, es war als ob sich vor ihnen ein unerwartetes Hinderniß aufthürme... endlich setzte der ganze Haufe sich wieder in Bewegung; aber er zog sich mit einer Richtung nach rechts bergaufwärts, um dann um eine Bergecke herum zu verschwinden.

Paul war bei diesem Anblick seitwärts, eine sacht ansteigende Hügelwand hinauf geritten, um eine bessere und weitere Ueberschau zu haben; und hier, die Straße weithin überschauend, sollte ihm nicht lange ein Räthsel bleiben, was die Franzosen veranlaßt hatte, ihren Weg zu verlassen und sich so unvermuthet rechts ab in die Berge zu schwenken, gerade wo das Defilé aufhörte und man die vergleichungsweise ebenere Straße vor sich hatte.

Das Hemmniß des Weitermarsches der Feinde tauchte eben in der Ferne in Gestalt einiger österreichischer Husaren-Tschakos über einer Erhöhung der links nach Luxemburg hinlaufenden Landstraße empor.

Paul täuschte sich nicht — es waren ungarische Husaren, die bald in voller Gestalt auf dem Hügelrücken sichtbar wurden, wie Eclaireus einer ihnen folgenden Heeresmacht.

„Pierre," rief Paul Terwagne aus, indem er

hastig von seinem erhöhten Standpunkt niedergeritten kam, „wir sind gerettet — es kommen uns Truppen von den Unsrigen entgegen."

„Nun, so wollen wir hoffen, daß wir mit ihrer Hülfe diesen Champmorin seine Beute abjagen — obwohl ich eine Sorge habe!"

„Welche Sorge?"

„Daß dieser Spitzbube sich in die alte Veste von Brasienne wirft, in die man ihm schwer folgen könnte."

„Brasienne? Du hast Recht, Pierre, er hat die Zeit dazu; aber dann muß man Brasienne stürmen!"

Damit gab er seinem Pferde die Sporen, und Pierre hatte Mühe, ihm zur Seite zu bleiben.

Die Husaren hatteu die Höhe, über welcher sie in der Ferne aufgetaucht, verlassen, und kamen näher; an ihrer Stelle erschienen die verhüllten Standarten, die Tschakos, die Pferdeköpfe einer dichtgedrängten Truppenmasse auf der Höhe. Und als Paul Terwagne die Eclaireurs fast erreicht hatte, nahmen ihre Stelle da oben schon die Fahnen und Feldzeichen eines Infanterieregiments in weißer Uniform ein.

Paul mußte, da nach kurzer Zeit der ganze Menschenstrom jetzt auf ihn eindrang, zur Seite weichen; er kannte diese Feldzeichen, diese Regimenter hinlänglich um zu sehen, daß er Truppen vom Armeecorps des

Fürsten Hohenlohe, welche im Luxemburg gestanden, vor sich hatte.

Während er mit frohen, stolzen Blicken auf die an ihm vorüberziehenden Glieder schaute, um das Heranreiten der Befehlshaber abzuwarten, rief ihm Pierre zu:

„Schauen Sie sich einmal um, gnädiger Herr — die Spitzbuben flüchten sich wahrhaftig in das alte Krähennest von Brasienne!"

Paul wandte sich und murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen.

Da, wo das Gebirgsdefilé, das er jetzt schon eine Strecke weit hinter sich hatte, endete und rechts und links die höheren Berge zurücktraten, im Rücken Paul's schob sich ein steiler konisch abgeschnittener, villeicht dreihundert Fuß hoher Felsen aus dem Zuge der übrigen Gebirgsmasse vor, dem Anschein nach von allen Seiten unzugänglich; und diesen Punkt, der die Verzweigung der beiden Landstraßen und den Ausgang des Defilés beherrschte, mußte man schon in grauen Zeiten zur Anlegung einer Befestigung benutzt haben, denn das düstere Schloß Brasienne, welches da oben seine Mauern, seine mächtigen, aus dunklen Basaltquadern aufgebauten Eckthürme und darüber seine eingesunkenen Spitzdächer erhob, sah mehr wie ein barockes Stück Mittelalter, denn wie eine Veste nach unsern Begriffen aus.

Doch gab ihm seine Lage ohne allen Zweifel eine gewisse Festigkeit. Und in dieß Schloß Brasienne flüchteten sich eben die vordersten Glieder des französischen Trupps.

Paul Terwagne sah sie in langgedehntem Zuge an der hinterliegenden Bergwand entlang eilen, und dann hinter dem Schloß verschwinden — irgend ein Berggrat oder eine künstlich hergestellte Verbindung zwischen der Bergwand und dem davor liegenden Felsenkastell mußte ihnen als Uebergang in dieß letztere dienen, doch sah man es von Paul's Standpunkt aus nicht.

„Du hast Recht gehabt, Pierre," sagte Paul bei diesem Anblick .... „doch denk' ich, wir bekommen schon das Mittel, sie wieder da herauszutreiben, aus dieser Burg Malepartus."

Er wandte sich wieder dem Schauspiel der vorüberziehenden Truppen zu.

Das Regiment Infanterie war zu Ende; ein langer Train Artillerie folgte — ungeduldig ritt Paul neben der Landstraße durch gepflügtes Ackerfeld an den Geschützen, Pulverkarren, Munitionswägen entlang; endlich bekam er diejenigen zu Gesicht, die er suchte.

Es war eine Gruppe von Offizieren in grauen Mänteln; zwei von ihnen ritten voraus — die andern in einer respectvollen Entfernung hinter ihnen.

Paul erkannte in dem zur Rechten den Feldzeugmeister Prinzen Hohenlohe-Kirchberg.

Paul Terwagne kannte den Prinzen, und er vertraute auf ihn. Hohenlohe war ein geistreicher und jovialer Mann, er war trotz seiner einundsechzig Jahre vielleicht noch heute der beste Reiter in der Armee, der leidenschaftlichste Weidmann in der Armee war er jedenfalls, und dagegen wieder einer der wissenschaftlich gebildetsten Offiziere in den Heeren des Kaisers.

Als der junge Rittmeister von Latour-Dragoner auf ihn zu sprengte, hielt der Feldzeugmeister sein Pferd an, und sah mit einem Blicke, als ob er sich seiner zu erinnern suche, und seiner Sache nicht gewiß sei, den ihm Entgegenkommenden an. Als Paul meldend Namen und Charge genannt hatte, sagte er lächelnd:

„Ach ja, wir kennen uns von Maubeuge her. Aber wie kommen Sie denn hierher, mein lieber Rittmeister. Sie sind verzweifelt weit von Ihrer Truppe verschlagen.“

„Durchlaucht,“ versetzte Paul, „das bin ich leider, und durch eine seltsame Verkettung von Umständen,“..... er erzählte nun rasch den Grund, weßhalb er Urlaub erhalten und dann das Abenteuer, welches ihn an diese Stelle geführt.

„Reiten wir zur Seite, um den Leuten Platz zum Weitermarsch zu machen,“ entgegnete der Fürst, da er wahrnahm, daß er mit seinem Gefolge die nachrücken-den Bataillone aufstaute — und dann, als er neben der Landstraße auf's Neue hielt, fuhr er fort:

„Daß sich ein kleiner Trupp Feinde gezeigt und vor uns flüchtig in die Berge geschlagen habe, ist mir von der Tête her bereits gemeldet worden.“

„Durchlaucht,“ sprach Paul eifrig weiter, „sie ha-ben sich dort in die alte Burg Brasienne geworfen, und wenn der Herr Feldzeugmeister die Gnade haben wollte, eines der Bataillone zum Sturm auf das alte Nest zu kommandiren, so könnten in einer Stunde die Gefan-genen befreit sein. . .“

Der Fürst lächelte.

„Mein lieber Freund,“ sagte er, „es ist das zwar ein altes Nest, aber wenn eine französische Kompagnie es besetzt hat, so nimmt sich so etwas doch nicht so en passant und wie zum Frühstück . . . so viel ich weiß, ist Brasienne eine lüttich'sche Staatsfestung und von einer Abtheilung Invaliden besetzt gewesen — es ist anzunehmen, daß es also tant bien que mal im Stande gehalten, daß es Geschütze und Munition hat, und daß wir es nicht ohne bedeutenden Menschenverlust nehmen könnten, wenn wir nicht vorher mit einer verzweifelten

Anstrengung Artillerie auf die rückwärts gelegenen Höhenpunkte brächten, die es beherrschen. Dazu, mein lieber Freund, habe ich aber weder Befehl noch Zeit. Mir sind Eilmärsche vorgeschrieben. . ."

„Aber, Durchlaucht," fiel Paul Terwagne, bei dieser Antwort des Fürsten leicht erblassend, ein — „es sind kaiserliche Offiziere bei den Gefangenen — man wird sie, sobald Euer Durchlaucht Corps vorüber ist, nach Frankreich abführen, man wird die Familie des Marquis als Emigranten behandeln. . ."

„Die Gefangenen wird man uns bei der nächsten Auswechslung schon zurücksenden," versetzte kaltblütig der Fürst — „haben Sie darum keine Sorge. Es thut mir leid, daß ich nichts für Sie thun kann, mein Lieber — aber Sie müssen selber begreifen, daß ich mich nicht aufhalten darf, um eine kleine Bergfestung zu erobern, die für uns gar keine Bedeutung hat, und die von selbst geräumt werden wird, sobald wir das französische Hauptcorps aus Namur vertrieben und über die Grenze geworfen haben. Das ist eben der Zweck meines Marsches; ich werde mich unter den Mauern von Namur mit Latour vereinigen und das Corps von Harville zum Rückzuge zwingen. . . ."

„Durchlaucht," wagte Paul ihn zu unterbrechen, „das Corps von Harville soll bereits aus Namur ab-

gezogen sein — der Trupp Franzosen, mit dem wir es zu thun haben, muß sich von diesem Corps abgezweigt haben, um eben den Coup auszuführen. . ."

„Mag sein," versetzte der Feldzeugmeister, „und desto besser, wenn wir nicht erst um Namur mit ihnen zu raufen brauchen. Das ändert aber meine Befehle nicht. Ich muß heute Nachmittag im Angesicht von Namur eintreffen mit allen meinen Leuten, und kann deßhalb nichts für Sie thun. . ."

„Aber um Gottes willen, Durchlaucht," rief Paul mit wahrer Seelenangst aus. . . „wollen Sie denn diesen Franzosen verstatten. . ."

„Lieber Herr von Terwagne, wir sind hier nicht, um chevalereske Abentheuer auszuführen, und junge Damen aus der Bedrängniß zu erretten — daß wissen Sie selbst. . ."

„Aber Durchlaucht, doch flehe ich Sie an, bei Allem was von Ritterlichkeit in Ihnen ist, an das furchtbare Schicksal zu denken, welches die Familie des Marquis erwartet, wenn es dem Feinde gelingt, sie mit sich nach Frankreich zu schleppen, wenn. . ."

Der Feldzeugmeister unterbrach ihn, indem er sich an den neben ihm haltenden Oberoffizier wendete und halblaut mit ihm sprach. Nach einer Weile sagte er zu Paul Terwagne gewendet:

„Nun wohl, mein junger Freund von den blancbecs — so hören Sie, was wir thun wollen. Ich will Ihnen eine Kompagnie hier lassen, mit der Sie das Schloß nicht stürmen werden, verstehen Sie mich wohl? Ich verbiete Ihnen das auf das Strengste. Wenn aber die Franzosen aus Brasienne abziehen, was wahrscheinlich nach weniger als vierundzwanzig Stunden geschehen muß, denn sie werden keinen Proviant da oben haben, so mögen Sie mit den Ihnen gelassenen Leuten denselben die Gefangenen abnehmen."

„Durchlaucht, ich danke von ganzer Seele. Aber wenn sie nicht abziehen, um sich einem solchen Ueberfall nicht auszusetzen?"

Der Fürst zuckte wieder die Achseln.

„Es ist Alles, was ich thun kann," sagte er. „Achtundvierzig Stunden kann die Kompagnie hier zu Ihrer Disposition bleiben. Länger nicht. Und Sie haben meinen Befehl gehört, die Leute nicht bei einem vermessenen Unternehmen zu exponiren!"

Der Feldzeugmeister winkte einem Adjutanten aus dem Gefolge herbei und gab diesem seine Befehle. Dann Paul Terwagne mit dem Kopf zum Abschiede nickend, rief er aus:

„Weidmanns Heil bei Ihrer Jagd, mein Lieber! — Vorwärts meine Herren!"

Und das ganze Geschwader von Offizieren setzte sich wieder in Bewegung.

Paul Terwagne warf ihm einen finstern zornigen Blick nach.

„Achtundvierzig Stunden," murmelte er dabei — „nicht acht lasse ich Dorette in der Gewalt dieses Champmorin! — Und so bleibt mir nichts übrig, als dieß Felsennest Brasienne ganz allein selber zu stürmen oder zu nehmen!"

Viertes Capitel.

Brasienne.

Die Truppen zogen weiter. Nur ein kleiner Theil, etwa dreihundert Mann stark, löste sich von ihnen ab und sah, Gewehr am Fuß, die andern vorüberziehen. Zu ihrer Verpflegung blieben ein paar Wagen aus der langen Proviantkolonne, welche dem Korps folgte, ebenfalls zurück. Die Offiziere der Kompagnie kamen an Paul Terwagne heran, um mit ihm über die Aufstellung der kleinen Truppe zu berathen. Man beschloß, um die Aufmerksamkeit der Franzosen in der Veste Brasienne nicht zu erregen, die Leute vorgehen zu lassen, bis sie in dem Defilé, von den Bergen gedeckt, sich aufstellen könnten, und dann von dort aus heimlich Posten auszustellen, welche die Zugänge zu der alten Burg bewachten. So

schlossen die Leute sich dem Zuge der Andern wieder an und verschwanden endlich mit ihnen in dem Bergpaß, um dort auf's Neue Halt zu machen.

Jetzt war es Pierre's erste Sorge, den Kompagnie-Feldscheer auf die Wunde Paul Terwagne's aufmerksam zu machen. Der Mann des Pflasterkastens untersuchte sie — er fand nur eine Verletzung der Kopfdecke an der Schläfengegend: nachdem er sie auf's Neue ausgewaschen, legte er ein Pflaster darauf; weiterer Operationen bedurfte es nicht — auch war der Schmerz nicht bedeutend, Paul fühlte ihn wenigstens in seiner Aufregung kaum.

Als er von dem Feldscheer mit einem frischen Tuche um den Kopf entlassen worden, wandte er sich zu den Offizieren der Kompagnie zurück, die unterdeß zur Linken des Defilés auf einer ansteigenden Halde einen Platz zum Lager gefunden und ihre Leute in Thätigkeit gesetzt hatten; es wurden Feuer angezündet, Moos und Baumzweige herbeigeschleppt, Löcher in die Erde gegraben und alle Vorbereitungen getroffen, um aus Mooshütten ein kleines Bivouaklager zu improvisiren.

Unser Rittmeister schickte sich unterdeß dazu an, mit den Offizieren der Kompagnie eine Rekognoszirung von Brasienne vorzunehmen; sie schlugen dazu anfangs denselben Weg ein, den vorher die Franzosen gefunden

und genommen hatten, um sich in das alte Kastell zu werfen.

Als sie auf halber Höhe der Bergwand langsam ansteigend und von Gebüsch gedeckt dahin schritten, stießen sie plötzlich auf zwei Männer, die sehr seltsam aussahen. Sie trugen spitze Blechmützen auf dem Kopf, staken in veralteten blaugelben Uniformen, und hatten große Faschinenmesser an den Seiten, sonst aber trotz der martialischen Ausstaffirung, lag ein höchst harmloses Gepräge auf ihrer ganzen Haltung — es waren zwei graue, alte Friedenssoldaten, die bei dem Anblick der Fremden sofort erschrocken Halt machten.

Paul Terwagne trat auf sie zu.

„Wer seid Ihr?" fragte er.

„Wir sind von der Besatzung von Brasienne," antwortete der eine von ihnen. . . „wir haben draußen auf den Bergen ein wenig umhergeschlendert, und als wir zurückkehren wollten, finden wir das Thor verschlossen und oben auf der Plattform eine französische Schildwache!"

„War't ihr Beide die einzige Besatzung von Brasienne?"

„Nein, es sind unserer noch ein Dutzend da — von der lütticher Invaliden-Kompagnie. . ."

„Und die Anderen?"

„Die müssen noch drin sein —"

„Als Kiegsgefangene der Franzosen?"

„Nun ja, Herr," antwortete der Mann; „wir verlangten, mit unsern Kameraden gefangen genommen zu werden, aber die Franzosen riefen uns zu, um ein Paar alter Kerle willen machten sie das Thor nicht auf, und an denen, die drinn seien, hätten sie Hausknechte genug, ihnen Wasser zu holen und die Kochtöpfe auszuscheuern!"

„Wie ist das Schloß verproviantirt?" fragte der Hauptmann der Kompagnie.

„An Proviant fehlt es nicht!"

„Auch für mehrere hundert Mann?"

„Auch für die nicht — auf Wochen!"

„Pest!" sagte Paul Terwagne... „das ist übel! An Wasser"

„Wasser ist auch da... eine große Cisterne, die von den Bergen her gefüllt wird."

„Die könnte man trocken legen lassen!" meinte der Hauptmann.

„Aber erst nach mehreren Tagen, falls jetzt die Behälter gefüllt sind!" versetzte Paul.

„Und Geschütze?" fragte er dann, wieder zu dem Invaliden gewendet... „und Munition?"

„An Geschützen haben wir ein Dutzend Feldschlangen und einige alte Drehbassen, viele alte Wallbüchsen — Pulver ist im Lambertsthurm, und was die Stückkugeln angeht, so liegen sie bei den Geschützen aufgeschichtet.“

„Euer Fürstbischof hat seine Festungen verzweifelt regelrecht armirt gehalten, scheint es!“ fiel Paul ein.

„Brasienne war auch die Hauptfestung vom ganzen Lütticherland,“ sagte der alte Friedenssoldat mit einer gewissen Genugthuung. . . „es ist ganz unzugänglich und niemals erobert worden!“

„Bis es Euch zur Hut anvertraut wurde!“ versetzte der Hauptmann spöttisch.

„Bleibt hier und erwartet uns,“ befahl Paul, ihn unterbrechend, „vielleicht bedürfen wir Eurer noch.“

Die Offiziere schritten weiter, so weit sie, ohne von dem Schloß aus beobachtet zu werden, es thun konnten; dann stiegen sie auf den von Gebüsch bedeckten Berghängen in die Tiefe nieder, umschritten den Schloßfelsen und verständigten sich über die Stellen, wo sie zur geheimen Bewachung der Burg ihre Posten ausstellen wollten.

Auf dem Rückweg zum Lagerplatz nahmen sie ihre Invaliden mit, und Paul begann jetzt, sich von diesen das Innere der Festung genau beschreiben zu lassen.

Was er hörte, schlug seinen Muth nicht nieder. Das alte Kastell mußte für einen unerschrockenen Mann nicht unzugänglich sein... und konnte man hinein, so mußte es auch möglich sein, heraus zu kommen — auch für eine unerschrockene Frau, wenn sie von herzhaften Männern begleitet war — es kam nur darauf an, erst im Innern noch die Lokalitäten zu rekognoszziren und zu erfahren, wo die Gefangenen untergebracht waren.

„Der Gamskogelseppi kommt schon hinein, in das alte Nest!“ bemerkte der jüngste Lieutenant der Kompagnie.

„Wer ist der Gamskogelseppi?“ fragte Paul aufhorchend.

„Der Gamskogelseppi? Das ist ein assentirter Wildschütz vom radstädter Tauern daheim,“ antwortete der Offizier, „ein Bursch, der einen Steinbock todtklettert!“

„Den könnten wir verwenden! Und wo ist der Gamskogelseppi?“

Der assentirte Wildschütz wurde gerufen, sobald man auf dem Lagerplatz zurück war.

Es war ein stämmiger Bursch, dessen Schultern sich durch die knappe, graue Montur hindurch drängen zu wollen schienen, ein brauner, verwegener Alpensohn, ein Mensch, bei dessen Anblick Paul Terwagne das Herz aufging.

„Seppi," sagte er, „ich muß heute Nacht in die alte Burg hinein . . . willst Du mir helfen? Gelingt mir mit Deiner Hülfe, was ich vorhabe, so mach' ich Dich vom Militär frei!"

Seppi's Züge überflog ein ganz eigenthümliches Zucken . . . lag Freude, Hoffnung oder Unglaube an diese Verheißung darin? — es war nicht zu sagen.

„Schon gut, Gnod'n," versetzte er; „muß halt erst mir's anschau'n!"

„Geh' und thu' das, Du hast Zeit dazu!"

Die Offiziere beschäftigten sich jetzt mit dem Zusehen beim Aufbauen der größeren Mooshütte, die für sie bestimmt und bald soweit hergestellt war, daß sie bezogen werden konnte. Das Frühmal mußte dann freilich auf dem bloßen Boden genommen werden. Während dann die Kameraden Paul's sich der Ruhe hingaben, suchte dieser die Invaliden wieder auf, welche von den Soldaten beim Frühstück zu Gast gebeten worden waren, und jetzt inmitten eines Kreises fröhlicher Kinder Oberösterreichs saßen, die unter lauten Ausbrüchen von Heiterkeit ihnen das Detail ihres Dienstes da oben in der Festung abfragten, dessen harmlose Gemüthlichkeit sie auf's Höchste ergötzte. Den intelligenteren von beiden nahm Paul zur Seite und zeichnete dann mit

seiner Degenspitze den Plan des ganzen Schlosses, wie der Friedenssoldat ihn ihm beschrieb, auf den Boden. Der Zugang zu dem Schlosse war nach dieser Beschreibung sehr gut vertheidigt. Ein tiefer in den Felsen gehauener Graben schied es von den rückwärts liegenden Bergen; über diesen Graben führte eine Brücke, die aufgezogen werden konnte. Dann kam ein Thor mit einer Plattform darüber, dann eine Poterne, dann ein zweites Thor. Gelangte man nun in den Hof, so kam man an einem rechts liegenden Gebäude vorüber, welches Stallungen enthielt; daran reihte sich eine kleine Kirche, die Burgkapelle. Links lag eine große Kaserne, von der invaliden Besatzung bewohnt, aber groß genug, um ein halbes Bataillon aufzunehmen, wie der Friedenssoldat versicherte. Die dritte dem Eingang gegenüber liegende Seite, nahm das ein, was der Invalide das „Palais" nannte — es schien diese Benennung aus Zeiten zu stammen, wo die landesfürstlichen Prälaten hier eine zeitweilige Residenz genommen, um in den Ardennen zu jagen. In diesem Gebäude, dem besten und ansehnlichsten der Veste jedenfalls, mußten die französischen Offiziere, wenn ihrer außer Champmorin noch bei der Truppe waren, sich einquartirt haben — höchst wahrscheinlich hatten sie auch dort ihre Gefangenen untergebracht. Paul Terwagne ließ sich daher auch das

Innere dieses Baues genau beschreiben. Zwischen diesem Palais und der Kaserne, im Winkel des Hofes, lag das Wachthaus, daneben, oder vielmehr hinter ihm, seitwärts, in einem besondern kleinen Gebäude, die Cisterne; die Wachtstube hatte eine Hinterthüre, um zu der Cisterne oder auch an dieser entlang zu der nur stellenweise mit einer Brustwehr versehenen äußeren Mauer gelangen zu können.

Die vierte, die der Kaserne gegenüberliegende Seite des Hofes war offen, das heißt, sie war nur von der Festungsmauer geschlossen, aus welcher sich hier, noch halb hinter dem „Palais" liegend, ein runder, nicht sehr hoher, mit Zinnen gekrönter Thurm erhob.

Kurze Zeit, nachdem Paul mit diesen Studien zu Ende war, und als er sich eben anschickte, nach Pierre und der Verpflegung seiner Pferde zu sehen, kam Seppi zurück.

„Ist halt kein Hexenwerk!" sagte Seppi lakonisch — „i komm' schon hinein!"

„In der That, . . ? und Du meinst, ich auch . . . ?"

„Es braucht halt nur Stricke dabei!" versetzte Seppi.

„Und Du glaubst, dann . . ."

„Dann steigt sich's ganz lustig und kommod da hinauf . . . an der Ecke herwärts, Gnod'n!"

Paul hätte ihn umarmen mögen für diese Meldung. In seiner Aufregung ließ er sich von Seppi sogleich so weit in die Nähe des Schlosses führen, daß er die Stelle wahrnehmen konnte, wo Seppi, wie er sagte, „ganz lustig und kommod“ hinaufsteigen zu können sich vermaß.

Als sie so weit gekommen waren und Paul hinaufblickte, schwindelte ihm.

Seppi lächelte.

„Wird schon gehen, Gnod'n,“ sagte er. „'S ist Mondschein die Nacht . . . Mondschein gibt Courage!“

„Nun freilich, und es ist nicht meinethalb, wenn ich ein bedenkliches Gesicht gemacht habe, Gamskogelseppi,“ versetzte Paul Terwagne. „Es ist nur deßhalb, weil da oben fünf Personen gefangen sitzen, die ich herunter holen werde, es koste was es wolle, auf eine oder die andere Art, und weil unter diesen fünf Personen eine Dame ist!“

Gamskogelseppi wiegte bedächtig den Kopf; dann sagte er mit einem Seufzer:

„Gnod'n, dann braucht's halt Stricke!“

„Und damit lassen wir an dieser Stelle auch eine Dame herunter?“

„Warum nicht! es ist nit so schlimm. Wenn der Gamskogelseppi dabei ist, wird's schon gehen. Bis da

oben, wo das Buscherl da aussi gewachs'n ist, bin i schon aufgestieg'n, und von da geht's wie über a Leitern, so kommod!"

„Nun, wir wollens hoffen . . ."

„Aber schaun's, was der Gamskogelseppi dann da oben thun soll, das müssen Euer Gnod'n ihm schon sagen," fuhr Seppi fort.

„Ich sag' Dir's schon," antwortete Paul Terwagne — „sobald ich's nur erst selber weiß, wie es anzugreifen," setzte er für sich im Stillen hinzu.

Beide kehrten zum Lager zurück. Sie hörten hier, daß eine kleine französische Patrouille oben an der Bergwand, weit oberhalb des Lagerplatzes, erschienen sei, und sich sofort, ehe man Feindseligkeiten gegen sie eröffnen konnte, eilig zurückgezogen habe. Die Franzosen waren also inne geworden, daß sie blockirt wurden, und mußten geschickt einen der ausgestellten Beobachtungsposten zu umschleichen gewußt haben. Paul Terwagne fühlte sich jetzt doppelt zum Handeln gedrängt — an einen baldigen Abzug der Franzosen, so lange sie sich von einer überlegenen Macht, die sie zu überfallen drohte, bewacht wußten, war jetzt nicht zu denken — und Paul war der Gedanke unerträglich, sein junges Weib in der Gewalt eines Menschen zu wissen, wie dieser Champmorin war. Es wurde ihm schon ganz

unerträglich, überhaupt nur unthätig zu bleiben, so lange er das, was ihm das Theuerste auf Erden, in Gefahr wußte. Die Stunden bis zum Abend schlichen ihm deßhalb mit entsetzlicher Langsamkeit dahin; er kehrte ein Dutzend mal während des Restes des langen Tages zum Gamskogelseppi zurück, um mit ihm die Chancen des Abenteuers, das vor ihnen lag, zu besprechen.

Fünftes Capitel.

Die Gefangenen.

Sehen wir uns unterdeß nach den Gefangenen um. Sie waren, als sie harmlos und ruhig im Speisezimmer zu Beauraing zusammen saßen, von den Franzosen auf eine Weise überfallen worden, daß die Männer an eine Gegenwehr nicht denken konnten. Der Anführer der Feinde wußte — das wurde auch ihnen sofort klar — Verständnisse in dem Hause des Marquis von Rossagnac angeknüpft haben, die ihn völlig orientirt hatten über die beste Art, seinen bösen Vorsatz auszuführen. Als der Einfall in die Gloriette geschah, war auch das Wohnhaus schon umstellt gewesen. Nachdem jener fruchtlos geblieben, drang Champmorin ohne Zeitverlust in das Haus ein — von der Seite des Gartens her; er stürmte in den Raum, wo er die Hausbewoh-

ner zusammen traf, wo sie sich schon umringt sahen, als die Diener erschrocken hereinstürzten; wo die beiden Offiziere nicht einmal ihre Waffen in der Nähe hatten, wo Champmorin plötzlich wie aus dem Boden gewachsen vor dem zu Tode erschrockenen Marquis de Rossagnac stand und den Degen ihm vorhaltend die Worte zuschrie:

„Vous êtez mes prisonniers — vous, votre fille, votre fils — tous ici!"

Die beiden österreichischen Offiziere hatten mit den Soldaten, die sich ihrer bemächtigten, gerungen, aber sehr bald den unnützen Widerstand aufgegeben; sie ergaben sich in ihr Schicksal, um so mehr, da sie im Augenblick die schreckliche Bedeutung, welche diese Verhaftung für die Familie hatte, deren Gäste sie waren, nicht übersahen.

Champmorin ließ die Gefangenen von seinen Leuten in die Mitte nehmen und fortführen. Er ließ ihnen kaum Zeit, sich mit dem nöthigsten Schutz gegen die Witterung zu versehen. Als man auf dem Hofe angekommen war, wandte er sich an den Marquis mit den Worten:

„Sie gehen zu Fuße, wie wir. Ich werde Sie zur Armee bringen auf Wegen, die kein Gefährt erlau-

ben. Aber Ihre Tochter kann reiten, wenn sie das vorzieht."

„Ich kann gehen, wie mein Vater!" rief hier Dorette aus — „aber wo ist Paul, wo ist Paul, wo ist mein Mann?!" setzte sie mit einem Aufschrei der entsetzlichsten Angst hinzu.

Champmorin ließ sein funkelndes, graues Auge auf ihr ruhen; dann mit den Worten:

„Hoffentlich ist er erschossen!" wandte er sich von ihr ab.

„Erschossen — o mein Gott!"

Sie wankte und fiel in die Arme ihres Vaters, an dessen Brust sie in einen Thränenstrom ausbrach.

„Wollen Sie ein Pferd oder nicht?" wandte sich Champmorin noch einmal an den Marquis.

„Ja, ja," stammelte dieser — „lassen Sie meiner Tochter ihr Pferd geben."

„So kommen Sie mit mir und bezeichnen es mir; die Dienerschaft hat sich geflüchtet," sagte der Franzose.

Der Marquis übergab seine Tochter dem Rittmeister von Maldagham, der sie in seinem Arm aufrecht erhielt; er selbst ging unterdeß von Champmorin begleitet in die Ställe und bezeichnete diesem hier ein Pferd, welches Champmorin zäumen und satteln ließ;

dann wurde es herbeigeführt, Dorette darauf gesetzt und der Zug setzte sich in Bewegung.

Rossagnac schritt an der einen Seite seiner Tochter, Maldagham an der andern. Beide stellten ihr vor, wie wahrscheinlich es sei, daß der Franzose sie mit seiner Versicherung, Paul sei erschossen, nur habe erschrecken wollen — daß Paul sich sicherlich gerettet habe, daß er Versuche machen werde, auch sie zu retten.

Dorette gab sich diesen Trostgründen hin. Sie wußte ja, daß Paul sich nach der Gloriette begeben hatte — sie konnte nicht annehmen, daß auch die Gloriette überfallen worden. So faßte sie sich und wußte sich aufrecht zu erhalten.

Wir wissen, welcher Weg mit den Gefangenen genommen wurde. Auch welches Hinderniß der Marsch der kleinen Truppe fand und wo diese sich und ihre Gefangenen barg.

Die letztern waren, wie es Paul vermuthet hatte, in dem „Palais" untergebracht. — Es fanden sich da wohleingerichtete Zimmer vor, mit alterthümlichen Möbeln und Betten aus der Zeit der Residenz der Fürstbischöfe her. Einige von diesen Räumen, die nach hinten hinaus lagen und über die Schloßmauer hinweg die Aussicht in's Freie boten, wurden den Gefangenen eingeräumt, Champmorin ließ sie da hinein führen, nach-

dem er sich über das Ganze orientirt hatte. Er selbst hatte vermieden, seit Beauraing mit ihnen zu reden. Er nahm eines der Zimmer ein, welches, durch einen breiten Gang von jenen getrennt, ihnen gegenüber lag, ebenfalls auf der Rückseite des „Palais."

Er ging dann das Schloß näher in Augenschein zu nehmen und für die Sicherung desselben zu sorgen. Mit großer Befriedigung sah er, daß es ebenso unzugänglich für einen Angriff und gesichert gegen jeden Handstreich sei, wie es ihm seine Gefangenen sicherte, denn an ein Entweichen über diese schroffen Felsklippen hinab war nicht zu denken. Er stellte deßhalb nur ein paar Schildwachen auf der Thorplattform und im Hof vor dem Wachthaus auf. Diese hatten zugleich den Eingang in das Palais, das Portal desselben im Auge und überwachten es. Später, nachdem seine Leute sich erholt, ordnete Champmorin eine Streifpatrouille an, die zugleich rekognosziren sollte, ob die ganze feindliche Truppenmacht vorübergezogen.

Diese Patrouille kam mit der Nachricht heim, daß letzteres nicht der Fall, daß eine Abtheilung der Oesterreicher zurückgeblieben, und sich anschicke in dem Defilé zu bivouakiren — Champmorin fluchte und wetterte über diese Nachricht, die ihn zwang, für's Erste seinen Weitermarsch aufzugeben, während doch seine Sicherheit

davon abhing, daß er früh genug bei seinem Korps, bei den Truppen des Generals Harville, wieder eintraf.

Harville hatte sich zum Rückzuge aus Namur schon gestern angeschickt; er hatte Champmorin auf dessen Ansuchen erlaubt, unterdeß einen Streifzug auszuführen, um eine in der Nachbarschaft wohnende Emigrantenfamilie aufzuheben; aber er hatte ihm den gemessenen Befehl gegeben, am morgigen Tage an einem bestimmten Punkte wieder zu ihm zu stoßen — und Champmorin mußte sich jetzt sagen, daß die feindlichen Truppen, welchen er begegnet war, sicherlich dazu dienen würden, Harville's Marsch zu beschleunigen — vielleicht hatten sie die Absicht, diesen auf dem Rückzuge anzugreifen, ihn von seinem Wege abzudrängen, ihm die Rückzugslinie auf Givet abzuschneiden — Champmorin konnte, wenn er lange in Brasienne zögerte, mit seiner ganzen kleinen Truppe in die Hände des Feindes fallen. Und doch durfte er dieß Brasienne mit seinen Gefangenen nicht verlassen; der Bericht seiner Streifpatrouille zeigte ihm, daß er blockirt sei, daß man Beobachtungsposten gegen ihn ausgestellt, daß man ihn nicht abziehen lassen werde, ohne ihn anzugreifen . . . anzugreifen mit einer überlegenen Macht mit der er nicht handgemein werden durfte, ohne auf vollständige Zersprengung und Niederlage gefaßt zu sein.

Champmorin fühlte sich in diesem alten Felsennest Brasienne jetzt so unbehaglich wie ein Fuchs in der Falle.

Er ging eine Weile unruhig in dem alten Kastell umher . . . Dann warf er sich in dem Zimmer, welches er sich ausgesucht hatte, auf's Lager, um zu ruhen. Aber die Ruhe kam ihm nicht; er sprang wieder auf, und wollte eben wieder hinaus, als seine Thüre sich öffnete und der Sergeant seiner Kompagnie eintrat; hinter ihm einer der im Schlosse überrumpelten Invaliden, der ein dampfendes Frühstück auf einer großen Platte hereintrug.

„Voilà, mon Capitaine," sagte der Sergeant, „eine Probe von der Proviantirung von Brasienne, wie diese alten Vogelscheuchen ihr Nest nennen — unsere Leute sind in voller Thätigkeit, ein tüchtiges Loch in diese Verproviantirung zu essen, möge es Ihnen so gut schmecken, wie dem jüngsten Conscript aus der Picardie, und der fräße seinen eigenen Großvater, wenn er ihm in der richtigen Sauce aufgetragen würde. Wollen Sie nicht eine Ordonnanz hier vor Ihre Thüre auf dem Gange, mon Capitaine?"

„Laß die Leute sich ausruhen, Flippetot," versetzte Champmorin, „und ermüde sie nicht durch Postenstehen mehr als nöthig ist. Nur für die Nacht sollen zwei Posten auf die Thorplattform, und gegen Abend ein paar Leute

ausgesandt werden, um die Oesterreicher zu beobachten, um mir sofort zu melden, wenn der Feind abzieht oder verdächtige Bewegungen macht."

„Wohl, mein Kapitän!"

„Wir dürfen in diesem Neste nicht stecken bleiben, Flippetot . . . es ist ein verfluchter Querstrich, daß diese Hunde von Deutschen uns hineingetrieben haben — wir müssen morgen früh weiter . . ."

„Das heißt, wenn sie uns passiren lassen; sie scheinen nicht Lust dazu zu haben; ihre Posten sind auf der Hut, und sie sind uns überlegen, mon Capitaine, das steht einmal fest, und daran kann selbst der Teufel nichts ändern!"

„Es muß doch ein Mittel geben, ihnen zu entwischen. Wir können uns auflösen und vereinzelt durch die Berge und die Wälder da hinten hinaus die Straße nach Gevet wiedergewinnen."

„Richtig, das können wir," versetzte der Sergeant „aber die Gefangenen, mon Capitaine!"

„Die Gefangenen, freilich . .. die können wir nicht transportiren alsdann."

„Man könnte sie laufen lassen!"

„Dummkopf — nachdem wir uns die Mühe um sie gegeben haben?!“

Der Sergeant zuckte die Achseln.

„Weißt Du, welches Schicksal ihrer wartet, wenn sie abgeliefert und nach Paris transportirt sein werden?“ fuhr Champmorin fort.

Der Sergeant nickte mit dem Kopfe.

„Es sind Emigranten,“ sagte er.

„Emigranten,“ wiederholte Champmorin: „der Marquis, der Chevalier und die Tochter; in Paris wird man sie guillotiniren.“

„Man wird sie guillotiniren,“ sagte der Sergeant. „Aber da die Guillotine in Paris ohnehin schon Blut genug getrunken hat, so mein' ich, es wäre kein Unglück ...“

„Da hast Du recht, Flippetot,“ fiel Champmorin ein; „es ist kein Unglück, wenn wir sie um dieß Blut verkürzen und es dem ersten besten Grasanger hier oben zuwenden, dieß Aristokratenblut!“

„Ah ...“ sagte Flippetot, der Sergeant.

„Was sollen wir lange Umstände mit ihnen machen,“ fuhr Champmorin fort, während der Sergeant

ein wenig verwundert in seine Züge blickte und sah, wie diese häßlichen, starkknochigen, vom Wetter gebräunten und mit Sommerflecken bedeckten Züge ein Gepräge von einer unbeschreiblichen Bosheit und Wildheit annahmen, und die schmalen Augen glühend auf ihm lagen.

„Ich weiß nicht, ob es in Ihrer Instruktion ist, mon Capitaine," bemerkte der Sergeant. „Die österreichischen Offiziere sind Kriegsgefangene und..."

„Nun, zum Teufel, die österreichischen Offiziere kann man laufen lassen, aber diese Rossagnac lasse ich morgen erschießen, so wahr ich Champmorin heiße — wenn dann der Feind noch nicht abgezogen ist!"

Damit setzte sich Champmorin zu seinem Male nieder, indem er noch einige Worte murmelte, welche der Sergeant nicht verstand.

Ein Weile nachher erhob er sich; er schritt nachdenklich auf und ab.

„Als wenn ich mich fürchtete vor den Augen dieses hochmüthigen Weibes," flüsterte er dabei vor sich hin... „vor ihren Thränen, ihrem Gejammer... aber nein... ich will weiter nichts mit ihnen zu schaffen haben... was kommt dabei heraus daß wir uns einander böse Reden an den Kopf schleudern, oder daß ich mich

Ihrem unnützen Gnadenflehen aussetze! Was der Schlag zu bedeuten hat, der sie getroffen, das wissen sie ja ohnehin! Sie haben mich jetzt kennen lernen!"

Er fühlte, daß er eben nicht den Muth hatte, den unglücklichen Opfern seiner bösen Rachsucht in's Auge zu schauen. Er überließ die Unglücklichen sich selber, ihrer Angst, ihrer Verzweiflung und dem Trost, den sie in ihrer gegenseitigen Liebe fanden.

Sechstes Capitel.

Eine Kletterpartie.

Kehren wir zu Paul zurück, der unterdeß in so entsetzlicher Spannung die Stunden des Tages dahinschleichen sah. Der Abend, die Nacht waren endlich gekommen. Der Seppi hatte die enge Uniform ausgezogen, und eine alte Leinwandjacke aus seinem Tornister hervorgeholt. Auch ein paar feste Bergstöcke, die er im Walde gesucht, hatte er beigeschafft; ein Paar langer Stricke hing lose um seinen Hals geschlungen. So schritt er, als die Stunde da, vorauf, Paul hinter ihm drein in Pierre's Schuhen; denn der Seppi hatte nicht geduldet, daß er in seinen Stiefeln die Kletterpartie unternahm. Die Offiziere begleiteten die Abenteurer eine Strecke, wünschten ihnen den besten Erfolg und zogen sich dann zurück.

Es war elf Uhr. Der Mond ward von Zeit zu Zeit von vorüberziehenden Wolken verdunkelt — periodenweise dann wieder hell und klar: gerade so, wie es zu wünschen war.

Man kam am Fuße der röthlichen Felsen an. Seppi fand die von ihm erkundete Stelle sogleich wieder, und stieg nun eine steile, wie von Regengüssen in das Gestein gewaschene Schlucht auf. Paul folgte ihm ohne Schwierigkeit. Den Bergstock zu handhaben hatte er schon früher gelernt. So gelangte man auf ein kleines Plateau von der Größe eines mäßigen Leichensteins. Jetzt kam die schwierigste Partie. Seppi zog die Schuhe aus, Paul mußte es auch thun, und der ehemalige Wildschütz befestigte dann das Ende seines Stricks unter den Achseln her um die Brust Paul Terwagne's.

„Alleweil gang'n ma auffi, mit der Hülf' Gottes, Gnod'n ...“ sagte er. „Wenn's mein Messer woll'n, sog'n's nur ...“

„Dein Messer — und wozu?“ flüsterte Paul zurück.

„Nun, wenn's ganz fest zu sitzen kommen, schneiden's Ihnen a Bissel durch die Handfläch'n und unter den Fußballen her, so daß 's a wen'g blutet; dann faßt sich's sicherer.“

„Ich danke für den Rath, Seppi,“ sagte Paul; „hoffentlich werden wir nicht so fest zu sitzen kommen, daß es nöthig wird!“

„Ach na!“ versetzte Seppi, und stieg auf; Paul in seinen Fußstapfen ihm nach; das andere Ende des Seils hatte sich Seppi mitten um den Leib geschlungen.

Es ging in der That besser, als sich Paul gedacht hatte ... die Felsen, die von weitem so glatt und wie abgeschnitten ausgesehen hatten, boten doch, in der Nähe betrachtet, eine Menge Kanten, Vorsprünge, Löcher und Zacken dar, über die ein kräftiger Mann empor kann, auch ohne etwas von der Natur des Steinbocks zu haben, wie der Gamskogelseppi. Paul, dessen elastische Kraft früh durch seine Jagdpassion sich gestärkt hatte, fühlte diese Kraft durch seine Aufregung verdoppelt, und je höher er sich aufschwang und an der Wand empor kam, desto mehr wuchs dieß Gefühl ... er verschmähte jetzt schon die Hülfe, die er sich anfangs hatte gern gefallen lassen, das Heraufgezogenwerden mit dem Strick — und endlich hätte er laut aufjubeln mögen, als Seppi von droben her ihm zuraunte:

„Gnod'n, i bin oben.“

Auch Paul war es jetzt bald — oben an der Festungsmauer!

Es war ein schmaler Weg, auf dem die Männer jetzt Fuß faßten; zwischen der Mauer und dem Abgrund war ein Raum von etwa drei Fuß Breite gelassen, und dieser zu einem schmalen Pfade benützt, der sich rund um die Veste her zu ziehen schien. Paul und Seppi verfolgten ihn — leise auftretend, und, wenn die Wolken den Mond entblößten, sich dicht an die Mauer drückend. So gelangten sie an eine Ecke, wo die Mauer rechts hin weiter lief; der Fußweg wurde hier ganz unglaublich schmal — er verschwand förmlich. Dem Seppi schien das jedoch kein Umstand, der ihn aufhielt. Er kam um die Ecke herum, ehe noch Paul gesehen, wie er's eigentlich gemacht hatte; dann streckte er, sich um die Kante vorbeugend, den Arm aus, erfaßte Paul's Hand und zog ihn sich nach.

„Um die Ecke bringen wir Dorette nicht, das ist sicher!“ flüsterte Paul kleinlaut, und folgte wieder dem Seppi.

Sie hatten jetzt vor sich einen großen, vorspringenden aber niedern runden Thurm, denselben, von dem der Invalide gesprochen. Der Weg lief auf ein kleines Thor, das in diesem Thurm angebracht war, zu, und dieß Thor war so verfallen, so alt und morsch, daß eine der Planken fehlte — nur die langen Eisenbeschläge, die von den Angeln ausliefen, waren noch da. Im

Innern erblickte man Stufen, auf deren untersten das Mondlicht lag, schmale, steinerne Stufen, welche in die Höhe führten.

Unsere Abenteurer stiegen durch den Raum, welcher die verschwundene Planke gelassen, in den Thurm und dann vorsichtig die Stiege hinauf. Rechts war eine Thüre ... nach einer Weile kam eine zweite. Sie kamen höher und höher — endlich an die Decke, die ihnen den Weg versperrte, den schmale Schießscharten beleuchteten. In der Decke über der Stiege war eine Klappe. Der Gamskogelseppi drückte daran — dann setzte er seine mächtigen Schultern unter, und die Klappe hob sich, in rostigen Angeln knirschend. Beide Männer, erschrocken über dieß Geräusch, hielten eine Weile den Athem an und bewegten sich nicht. Aber Alles rings um sie her blieb todtenstill. Sie stiegen nun weiter auf und befanden sich im nächsten Augenblick auf der Plattform des Thurmes; vor sich sahen sie ein altes Geschütz auf einer eigenthümlich konstruirten Lafette stehen, eine Art von „Drehbasse," und rings um sich her eine Brüstung bis zu halber Mannshöhe; darüber höher aufragende Zinnen, ganz wie es bei mittelalterigen Thurm- und Thorbauten der Fall ist. An diese Zinnen sich heranschleichend und von ihnen geborgen, hatten Paul Terwagne und

sein Begleiter nun bald den freiesten Ueberblick, den sie sich wünschen konnten, über den ganzen Hof der alten Veste. Paul war nach den Angaben des Invaliden sehr bald orientirt. Zu seiner Rechten lag dunkel und wie ausgestorben das „Palais;“ zwischen diesem und der Kaserne, Paul gegenüber, das Wachtgebäude, und vor diesem Wachtgebäude ging langsam und ruhig die Schildwache auf und ab.

Links lag die Kapelle, die Stallungen, dahinter der Thorbau, von dem nur ein Stück sichtbar war.

Eine Schildwache im Hof! Auf diesen Anblick hatte sich Paul in einer belagerten oder wenigstens blockirten Veste gefaßt machen können . . . und doch war sie ihm ein sehr unangenehm überraschender Anblick — um so mehr, als aus dem Wachtlokal hinter ihr Licht schimmerte, und durch die erleuchteten Scheiben desselben deutlich wahrnehmbar war, daß eine starke Wache, wenigstens ein Dutzend der Franzosen, dieß Lokal anfüllten!

Eine Gruppe von ihnen saß um ein flackerndes Talglicht und spielte Karten. Seitwärts lagen andere auf einer Pritsche. Mitten zwischen beiden stand einer der Invaliden von der früheren Besatzung — Paul erkannte die Uniform seines Friedenssoldaten — und wusch aus einem vor ihm stehenden Eimer ein Paar

Stiefel mit großem Aufwande von Wassergüssen rein — die Franzosen schienen den harmlosen Alten als Kalfactor bei sich auf Wache behalten zu haben, und ihn mit „für seine Fassungskräfte angemessenen" Aufgaben zu beschäftigen.

Das Gebäude rechts, „das Palais," sprang so weit vor, daß es einen Theil des runden Thurms, auf welchem sich Paul Terwagne und der Wildschütz befanden, verdeckte; zwischen dem Thurm und der Seitenfronte des Palais war auch eine Art Verbindung hergestellt; denn eine Art Thorbogen war zwischen beiden geschlagen, über dem, auf dessen Kamm, der Verbindungsweg, rechts und links von eisernem Geländer geschützt, herlief; er führte auf eine Glasthüre im zweiten Stock des „Palais" zu.

Obwohl dieser Verbindungsweg ganz tief im Schatten lag — vom Hofe aus unsichtbar — heftete sich doch sogleich Paul's Auge darauf; er stieg sehr bald die nach unten führenden Stufen der Wendelstiege im Thurm wieder hinab, um den Zugang zu demselben zu finden; es mußte die obere der beiden Thüren sein, welche er beim Aufsteigen wahrgenommen hatte. Die erste, unterste dieser Thüren mußte in den Hof führen. Als er etwa zwanzig Stufen hinuntergeschritten war, fand er das in die dicke Thurmmauer tief eingelassene

Pförtchen, welches er suchte; ein schwerer Eisenriegel, der in der Dunkelheit durch Tasten entdeckt werden, mußte, ließ sich zurückschieben, ohne zu viel Geräusch zu machen, da Paul ihn behutsam und sacht durch Hin- und Herrütteln in Bewegung setzte. Als das Thürchen sich öffnete, befand sich Paul auf einer Art Söller; vor ihm lag der Verbindungsweg nach dem „Palais," rechts der Kamm der das Ganze umschließenden Festungsmauer.

Paul schritt, während er Seppi bedeutete zurückzubleiben, an eine Fensterthüre, die am andern Ende des schmalen Weges in das „Palais" führte. Er legte dort die Stirn an die Glasscheiben, um in das Innere des Gebäudes zu sehen; es schien da ein langer, langer Gang zu sein; denn in der Ferne fiel durch ein unsichtbares Fenster heller Mondschein in den Raum, und hinter dieser erleuchteten Stelle begann der Korridor auf's Neue und verlor sich in's Dunkel.

Paul kehrte dann zurück und flüsterte Seppi zu:

„Wir wollen jetzt sehen, wie weit wir oben auf dem Mauerrand kommen — folge mir, Seppi! Nimm Dich in Acht, daß von den Mauersteinen keiner unter Deinen Füßen losbröckelt und niederstürzt und uns verräth."

„Geb' schon Obacht, Gnod'n!“ sagte Seppi.

Der Weg da oben über den Kamm der Festungsmauer war schmal genug, und bei hellem Tage und in ruhiger Gemüthsstimmung hätte unsern Helden ganz ohne allen Zweifel bei dieser Wanderung der Schwindel ergriffen und er wäre rettungslos verloren gewesen. Er schritt nämlich ganz in derselben Richtung, in welcher er kurz vorher gekommen war; nur daß er dießmal den Weg oben über den Rand der Mauer zurück machte, den er vorher am Fuße derselben gemacht hatte; nur daß er noch um etwa 12 oder 14 Fuß höher in den tiefen, jähen, im Mondlicht noch viel bodenloser und grandioser aussehenden Abgrund hinunterblickte, der zu seiner Rechten aufgähnte.

Zu seiner Linken hatte er zuerst ein schmales Stück Hofraum, begrenzt von der Seitenfronte des Palais; dann einen kleinen ganz schmalen gepflasterten Raum, über welchem die hintere Fronte des Palais aufstieg. Paul befand sich auf gleicher Höhe mit dem zweiten Stockwerk dieses Gebäudes.

Die Reihe von Fenstern, welche dieß zweite Stockwerk bezeichnete, war dunkel . . . nichts deutete darauf hin, daß es bewohnt sei . . . umsonst suchte Paul mit seinem Blicke in Räume zu dringen, worin er die Seinigen untergebracht vermuthen mußte; das Mondlicht

reichte nicht hin, innerhalb der Gemächer da drinnen irgend einen Gegenstand wahrzunehmen, der ihm die Anwesenheit derer, welche er suchte, verrieth.

„Geb'ns a Obacht, Gnod'n!" flüsterte der Gamskogelseppi — „es kommt a böse Stell'n!"

„Ich seh's schon," versetzte Paul weiter wandernd und glücklich die böse Stelle überschreitend. Es war eine Lücke in dem Mauerrand, den „der Zahn der Zeit" hineingerissen hatte.

Sie gingen weiter. Das Palais war zu Ende. Die Mauer warf sich im rechten Winkel nach links. Unten erbreiterte sich der Raum; es war da ein Gärtchen angelegt; jenseits desselben zeigte sich die Hinterfronte des Wachthauses, dessen Vorderseite unsere Abenteurer vorhin von dem Thurm aus wahrgenommen hatten. Ein nach hinten hinausgehendes Fenster ließ sie die Wachtmannschaft da drinnen in denselben Situationen wie früher erblicken.

Die Mauer machte wieder einen Winkel, dießmal einen abgestumpften; erst jenseits des Wachthauses lief sie wieder schnurgerade weiter hinter dem Kasernengebäude her und auf den Thorbau zu.

Hier aber zeigte sich ein Hemmniß für die weitere Rekognoszirung des Platzes . . . da, wo die Mauer abgestumpft war, zur Seite eines starken, sie haltenden

Strebepfeilers war eine tiefe, fast bis an den Grund reichende Bresche hinein gerissen. Diese Lücke lag neben dem Häuschen, welches die Zisterne enthalten mußte — und statt sie auszubessern, mochte man, auf die natürliche Vertheidigung, die Unzugänglichkeit der Felswände an dieser Stelle, sich verlassend, vorgezogen haben, die Bresche eher noch zu erweitern; denn so viel sich erkennen ließ, war die ganze Stelle etwas wie ein Abzugsthor für allen Unrath der Burg, den man hier durch diese Lücke zu werfen und so den Felsen hinab in die Tiefe zu schütten sich angewöhnt haben mußte. Paul hatte schon am Tage aus der Ferne hier einen breiten, braunschwarzen Streifen sich die Felsen hinabziehen sehen.

„Da geht's halt nit weiter!" sagte der Gamskogelseppi.

„Wir müssen zurück," gab Paul flüsternd zur Antwort, „und sehen, ob wir auf der andern Seite, jenseits des Thurms..."

Er stockte . . . dann wandte er sich und winkte Seppi mit der Hand, zu schweigen. Zugleich fiel er in die Knie und legte sich darauf der Länge nach flach auf den Mauerrand hin.

Seppi bedurfte der Aufforderung nicht, ihm nachzuahmen; beide Männer lagen im nächsten Augenblick der

Länge nach ausgestreckt auf dem Kamm der Mauer, den Kopf nur so weit gehoben, um beobachten zu können, was unter ihnen vorging.

Die hintere Thüre des Wachtlokals hatte sich geöffnet; ein Mann kam heraus, der einen Wassereimer trug.

Paul erkannte auf der Stelle den Friedenssoldaten, den Invaliden.

Dieser ging mit seinem Eimer an dem Gärtchen her in das Cisternenhaus; dort drinnen hörte man dann ein Rasseln wie von einer Kurbel und Ketten — kurz darauf kehrte er zurück, und schritt mit dem gefüllten Eimer wieder durch die Hinterthüre in das Wachtlokal.

Paul erhob sich und begann nun langsam auf dem Mauerkamm zurückzuschreiten; der Seppi schritt dießmal vor ihm her. Paul fühlte einen Theil seiner Hoffnungen sich verflüchtigen . . . so lange er nicht wußte, in welchem Raume er die Seinigen suchen mußte, konnte auch nicht der Schatten einer Idee in ihm aufsteigen, wie er sie retten könne . . . und wie sollte er sie ausfindig machen? Alles, was er vornehmen konnte, um die Aufmerksamkeit der Gefangenen zu erregen, um ihnen seine Anwesenheit kund zu thun, konnte eben so gut die Aufmerksamkeit seiner Feinde erwecken. Wer wohnte, wer schlief hinter dieser dunkeln Fensterreihe in dem alten Gebäude, diesem mondbeglänzten „Palais," das so schweigend, so starr seine

Räthsel verhüllend, neben ihm lag! Warf durch dieses erste große Fenster der Mond sein mildes Licht auf das Lager der schlaflos, in tiefer Herzensangst da liegenden Dorette, seines theuren Weibes — oder auf die dämonischen Züge dieses Teufels von Champmorin, dem Paul zehntausend Tode wünschte?!

Während er so sich rathlos fühlend und mit klopfendem Herzen langsamer zurückging, sah er Seppi, der vorauf ging, plötzlich stehen bleiben und heftig mit der Hand hinter sich winken. Zugleich traf ein Lichtschimmer sein Auge; er kam aus demselben ersten Fenster, zu dem Paul eben noch so fragend aufgeblickt hatte. Der Raum hinter demselben, im Innern des Palais, war plötzlich erhellt .... man blickte in ein Stiegenhaus, und die breite Stiege herauf, ein brennendes Talglicht in der Hand, kam derselbe Friedenssoldat, wie man jetzt deutlich sehen konnte, ein alter Mann mit einem dicken Zopf im Nacken, in gebückter Haltung, und langsam emporsteigend.

Er ging gebückt — und doch konnte ihn die Last, welche er trug, nicht niederdrücken; denn diese Last bestand aus weiter nichts als aus einem Paar Stiefel — denselben Stiefeln, welche er eben in der Wachtstube gereinigt hatte.

Es mußte also zwischen dem Wachtlokal und dem Palais eine unmittelbare Verbindung existiren.

Oben verschwand er in einem Gange, wie es schien. Es dauerte vielleicht ein paar Minuten — dann glänzte auf einmal das sechste oder siebente Fenster der Reihe auf.

Unsere beiden Späher eilten rasch dahin. Als sie auf gleicher Linie mit diesem letzteren Fenster ankamen, blickten sie in einen breiten Flur, der quer durch die Mitte des Gebäudes laufen mochte. Sie sahen den Invaliden wieder, wie er vor eine Flügelthür zur linken Seite die Stiefel niedersetzte, dann mit den Fingern den langen Docht seiner Talgkerze schneuzte, und sich dann wieder auf den Rückweg begab. Kurz darauf glänzte wieder das erste Fenster der Reihe auf, um bald wieder so schwarz und dunkel zu werden wie früher!

Das, sagte sich Paul, ist wenigstens ein Fingerzeig! Wo der alte Mann die Stiefel niedergesetzt hat, schläft der Anführer der Räuberbande, schläft Champmorin!

„Und dann,“ setzte er wie mit einem plötzlich muthigen Entschluß hinzu:

„Gamskogelseppi, es muß gewagt sein ... wir müssen wissen, wo die Gefangenen sind ... um es herauszubringen, müssen wir Kalkstaub von der Mauer an die Fensterscheiben werfen — sacht und vorsichtig.... die Gefangenen werden einen leichten Schlaf haben, wenn ihnen überhaupt der Schlaf genaht ist..“

Und damit begann er eine Handvoll Staub und kleiner Kalkbrocken von dem Mauerkamm aufzuraffen und sie gegen eines der Fenster, die zwischen dem Flur und dem Treppenhause lagen, zu werfen.

Alles blieb still.

An einem zweiten Fenster wurde der Versuch wiederholt. Paul wartete mit heftigem Herzklopfen auf den Erfolg. Abermals blieb Alles still.

Der Seppi hatte an einem dritten Fenster experimentirt; aber er mußte ein zu dickes Stück Kalk oder einen Stein wider die Scheiben geschleudert haben — das Geräusch war so laut, das Paul zusammenschrak und im ersten Augenblick glaubte, die getroffene Scheibe sei zertrümmert.

„Gott steh' uns bei, das muß ja die Wache drüben im Hofe hören können . . ."

„Ah nah!" flüsterte Seppi phlegmatisch.

Eine abermalige lange Pause verfloß . . . dann wurde ein leises Geräusch hörbar . . . . es kam vom Fenster her . . . dann öffnete sich langsam das Fenster, und — ein Kopf schob sich hindurch, ein bärtiger Männerkopf, in den das Mondlicht nicht hätte zu fallen brauchen, um Paul sofort seinen Freund Maldagham erkennen zu lassen — an seiner hohlen, heisern Stimme hätte er ihn schon erkannt!

„Wer ist da?“ raunte Maldagham den beiden auf der Mauer stehenden Männern zu.

Diese hatten das Mondlicht im Rücken und waren deßhalb für den gefangenen Offizier nicht zu erkennen.

„Ich bin's, Maldagham!“

„Du, Terwagne? — Alle Teufel, wie ist's möglich?!“

„Ich bin gekommen, um Euch zu befreien! Wo ist Dorette?“

„Mit dem Marquis hier im Nebenzimmer!“

„Und die Andern?“

„Hier im selben Zimmer...“

„Hier,“ flüsterte in diesem Augenblick der Chevalier von Rossagnac, der neben Maldagham sich in's Fenster legte — „Du bist's, Paul?!“

„Seid still, und beantwortet mir meinen Fragen.. seid ihr eingeschlossen?“

„Ja, das heißt die große Portalthüre, die unten in den Hof führt, ist abgeschlossen.“

„Eure Zimmer nicht?“

„Unsere Zimmer nicht... es ist ja keine Möglichkeit, zum Schloßthor hinaus zu kommen, und weiter hat Brasienne keinen Zugang...“

„Wo wohnt Champmorin?“

„Drüben, mit uns in demselben Stock.“

„So weiß ich genug — Maldagham, ich bring' Euch heraus, werft Euch in Eure Kleider, wenn Ihr sie abgelegt habt, und haltet Euch ganz still, bis ich komme... sagt auch Dorette und dem Marquis, sie sollen sich bereit halten — könnt Ihr in Euren Zimmern irgend einen Gegenstand finden, mit dem ihr Euch bewaffnen könnt, desto besser! — Und, Maldagham, schleich' Dich an die Fensterthüre, die am Ende dieses Gebäudes nach dem Thurm hinausführt, und suche sie sacht zu öffnen — ich muß da hinein, es koste, was es wolle, im Nothfall indem wir die Scheiben ausnehmen. Vorwärts, Seppi, zurück zum Thurm..."

„Aber Gnod'n," sagte Seppi, der mit großer Verwunderung die Verheißung angehört hatte, welche Paul Terwagne gegeben, „wie soll'n ma's denn machen?"

„Wie wir's machen sollen, Seppi?" sagte Paul — „wir führen sie heraus, über die Treppe, auf welcher der Invalide herauf kam, dann durch das Wachtlokal, durch die Hinterthüre des Wachthauses, an dem Cisternenhäuschen vorüber, durch die große Maueröffnung, dann draußen an der Mauer entlang bis zu der Stelle, wo wir hinauf geklettert sind, und dort werden sie mit Gottes Hülfe eben so glücklich hinunter kommen, wie wir herauf gekommen sind!"

„Das schon, Gnod'n ... aber wir kommen ma durch's Wachthaus, das voll Franzosen ist?"

„Das ist allerdings der schwierige Theil der Aufgabe, Seppi ... und da kostet's eine List! Wir müssen zu Stande bringen, daß die Franzosen lange genug die Wachtstube verlassen, um uns Zeit zu gönnen hindurch zu schreiten!

„Sie werden uns halt nit den Gefallen thun, Gnod'n!"

„Und deßhalb werden wir sie hinaustreiben müssen, um uns den Weg frei zu machen!"

Seppi sah fragend, als ob er an dem richtigen Verstande seines Begleiters zweifelte, in dessen Gesicht.

„Nur vorwärts, es wird schon gehen — nur vorwärts. Auf dem Wege, auf welchem wir zuerst hereinkamen, um die heillose Ecke, bringen wir Dorette nicht hinaus, und oben über die schmale Mauer auch nicht! Also vorwärts!"

Sie hatten jetzt schon beinahe den Thurm, von dem aus sie auf die Mauer gelangt waren, erreicht.

An demselben und auf dem Söller, von dem wir sprachen, angekommen, wandte Paul sich rechts und ging über den Verbindungsweg auf die Glasthüre zu, welche in das Palais führte.

Die Thüre war verschlossen ... nach kurzem Harren aber tauchte jenseits derselben im Innern die Gestalt Maldagham's auf; tastete und arbeitete eine Zeitlang daran, und dann wich langsam einer der Flügel.

„Sacht, sacht," flüsterte Paul ihm zu, „daß die Schildwache im Hof nichts hört!"

Als die Thüre sich weit genug geöffnet hatte, schoben sich die beiden Männer in das Innere des Gebäudes.

„Sind Dorette und der Marquis aufmerksam gemacht?" fragte Paul jetzt.

„Sie sind es ... Sie machen sich fertig!"

„Nun wohl — dann zuerst zu Champmorin!"

„Um Gotteswillen ... was willst Du bei dem?" rief Maldagham mit gedämpfter Stimme aus.

„Mich an ihm rächen!"

„Nein, nein, das ist ja bare Tollheit! Ich glaubte, uns zu befreien ..."

„Sei ich gekommen? das bin ich auch, zu nichts Anderem — aber erst habe ich mit diesem Schuft zu reden. Folge mir, Maldagham, überlaß Alles mir, und thu', was ich Dir sage. Mein Plan steht fest!"

„Aber um's Himmels und aller Heiligen willen, so laß doch diesen Champmorin in Ruhe und freue Dich, daß er schläft ..."

„Du mußt mir schweigend folgen, Maldagham, wenn's gelingen soll," raunte Paul zurück, „hörst Du? und Du, Seppi, zieh' Dein großes Messer heraus, ich werd' es brauchen."

Damit ging er leise auftretend aber sehr rasch in den dunklen Gang hinein, der durch den ganzen Stock des Gebäudes lief.

Bald war der quer hindurchgehende breitere Flur erreicht. Hier war es heller, weil der Mond hinein scheinen konnte — durch das Fenster, durch welches man früher den Invaliden mit seinem Stiefelpaar bemerkt hatte. Die Stiefel standen am Boden, vor der Flügelthüre, die Paul jetzt zur Rechten hatte. Eine ihr links gegenüber liegende Thüre war halb geöffnet, auf der Schwelle standen der Chevalier von Rossagnac und der Cornet von Hellrath.

Paul machte ihnen einen Wink, zurückzubleiben, er selbst schritt auf die Thüre zu, hinter welcher er Champmorin vermuthete. Das Schloß gab dem ersten Drucke nach und Paul trat über die Schwelle.

Er blickte in ein geräumiges Zimmer, an dessen Ende ein großes, hohes Himmelbett mit zugezogenen Vorhängen stand. Aber ein kräftiges Schnarchen zeigte, daß hinter diesen Vorhängen ein lebendes Wesen sich barg.

„Gib mir Dein Messer, Seppi!“ flüsterte Paul.

Seppi schien ein wenig erschrocken über die Forderung; er hielt das Messer in der Hand, aber er zauderte.

„Her mit dem Messer,“ befahl Paul heftig; „Du, Maldagham, reiß links, Du, Seppi, rechts den Bettvorhang weg — hört ihr?“

Er hatte sich des Messers, das Seppi schon auf dem Gang geöffnet hatte, bemächtigt, jetzt trat er dicht an das Bett hinan — seine beiden Begleiter thaten, wie er befohlen, die Vorhänge flogen zurück und das Mondlicht schien auf einen langen, häßlichen, mit einem roth und blau gewürfelten Tuche umwundenen Männerkopf.

Dieser Kopf schlug in diesem Momente die Augen auf und fuhr in die Höhe.

Aber bevor er einen Laut ausstoßen konnte, hatte Paul Terwagne's kräftige Rechte sich um seine Kehle gekrallt.

„Schweigen Sie,“ flüsterte er in französischer Sprache, „oder ich stoße Ihnen dieß Messer in die Gurgel!“

Das Messer blitzte unmittelbar vor dem Gesichte des Ueberfallenen, das in dem fahlen, matten Lichte jetzt wie das eines Todten aussah!

„Sie sehen," fuhr Paul fort, „Sie sind völlig in unserer Gewalt. Wenn Sie den allergeringsten Widerstand leisten, wenn Sie einen Laut ausstoßen, so tödte ich Sie!"

Der Ueberfallene ächzte jetzt schwer auf; dann mit einem plötzlichen Ruck machte er einen Versuch, sich zu befreien; die beiden Hände fuhren nach Paul's Armen, um sie zu fassen und ihrer Herr zu werden.

„Maldagham, halt ihm die Hände fest," sagte Paul, „und Du, Seppi, wirf das Kissen, die Decke fort; dann wickele ihn fest in das Bettlacken ein, ganz fest!"

Seppi erfreut, daß die Sache ohne Blutvergießen schien abgehen zu sollen, gehorchte augenblicklich — der Franzose war bald in das Lacken eingeschlagen; dann ergriff Seppi das auf den Boden geworfene obere Betttuch und zerriß es in einzelne Stränge, um Bänder zum Befestigen zu gewinnen.

„Schnür' ihn fest ein," — sagte Paul dabei; dann nahm er das Tuch von dem Kopfe Champmorin's und zwang es diesem wie einen Knebel in den Mund.

„Jetzt bind' ihm die Arme, Seppi und das Lacken über dem Kopf zusammen!"

Seppi arbeitete aus Leibeskräften, um schnell fertig zu werden: Champmorin fühlte sich von Paul und Maldagham so fest gehalten, daß er wehrlos wie ein todter Körper war; er mußte Alles mit sich geschehen lassen.

Als man den Ueberwältigten endlich wie eine Mumie eingewickelt hatte, sagte Paul, die Festigkeit der Bänder und Knoten untersuchend:

„Es ist gut so . . . jetzt nehmt ihn auf; ihr zwei an den Beinen, ich an den Schultern, und dann rasch fort mit ihm auf den Thurm.“

„Auf den Thurm? Auf welchen Thurm? Du wirst ihn doch nicht von da den Felsen hinunter stürzen wollen?“

„Wenn er uns widersteht, oder sich loszuringen sucht, ja!“ versetzte Paul mit harter Stimme. „Vorwärts!“

Die drei Männer hoben den leise ächzenden Körper des mit der Todesangst kämpfenden Franzosen auf. Sie trugen ihn zum Zimmer hinaus, über den Flur, den Korridor entlang, dann durch die Fensterthüre, über den Verbindungsweg, bis sie das Thürchen erreicht hatten, welches von diesem in den Thurm führte. Hier mußte, weil die Passage zu schmal wurde, um zweien Männern neben einander das Eindringen und Bestei-

gen der Wendelstiege zu erlauben, Maldagham zurückbleiben. Seppi nahm allein die Last in seinen Arm und schritt vorauf; Paul mit dem Oberkörper des Gefesselten ihm nach, und so gelangten sie glücklich durch die noch offen stehende Klappe oben auf die Pattform des Thurmes.

Hier legten sie ihre Last auf den Boden nieder.

„Hör', Seppi," flüsterte Paul jetzt, nachdem er einen Augenblick Athem geschöpft, „jetzt gilt's Vorsicht. Ich werde den Burschen sogleich, mit einem Strick unter den Armen durch, an eine Thurmzinne hängen, und das wird für die Franzosen ein Schauspiel sein, welches sie schon aus der Wachtstube lockt. Maldagham, komm' hierhin und hilf mir ihn festhalten," unterbrach er sich, zu dem Kameraden gewendet, der durch die Lucke hinter ihnen auftauchte. „Dann, Seppi, eile ich zurück, um die Gefangenen fortzuführen — durch das Wachtlokal, weißt Du. Damit aber nicht zu bald Hülfe für diesen hier kommt, und er nicht noch Zeit gewinnt, uns verfolgen zu lassen, müssen wir diese Luckenklappe hier befestigen ... wie wär's, wenn Du, sobald wir, mein Kamerad und ich, hinunter sind, die Klappe zumachtest, und dann leise die alte Kanone hier darauf schöbest? Würdest Du nachher dort, wo die Schildwache Dich

nicht sehen kann, im Schatten des Palaisbaues Dich bis auf den Verbindungsweg herunter lassen können?"

„Woll'n halt schau'n, ob's geht. Gnod'n!" flüsterte Seppi zurück, und schlich sich an den Zinnenrand, an die bezeichnete Stelle, wo er durch eine der Lucken hinunterblickte.

Der Söller, von dem der Verbindungsweg ablief, und man zugleich auf den Mauerkamm gelangte, lag etwa fünfzehn Fuß unter ihm.

„Das kann 'ne Katze," sagte er zurückkommend, „geschweig' denn der Gamskogelseppi, wenn er Stricke hat!"

„Vortrefflich . . . dann vorwärts," antwortete Paul, „gib einen von Deinen Stricken her."

Seppi löste einen seiner Stricke vom Halse los, um den er sie geschlagen trug.

Der Strick wurde dem armen geknebelten, regungslos daliegenden Sünder unter den Armen hergezogen und auf dem Rücken festgeknotet.

„Jetzt," flüsterte Paul Terwagne, „kommt das schwerste Stück Arbeit. Du, Seppi, bist der Stärkste; Du nimmst ihn bei den Schultern, wir zwei die Füße. So schieben wir ihn dort zwischen die Zinnen durch... dabei hältst Du die Enden des Stricks, knotest diese, sobald Du nicht mehr zu halten brauchst, fest um die

Zinne herum, und das Uebrige thu' ich — hast Du mich verstanden?"

Seppi nickte und faßte an. Paul und Maldagham erhoben die weiße Gestalt an den Füßen und trugen sie so zu dem Zinnenrand der Plattform. Hier schoben sie sie in die bezeichnete Lucke zwischen zwei Zinnen, und als sie auf den Steinen ruhte, vollführte Seppi so rasch wie ihm möglich war den zweiten Theil seiner Aufgabe.

„Wenn aber das alte Steinwerk nicht mehr hält und die Last nicht trägt?" flüsterte Maldagham.

„Nun, so stürzt er in den Hof und bricht den Hals," gab Paul zur Antwort, „und das ist dann solch' großer Schade nicht! Bist Du fertig mit dem Knoten, Seppi?"

„Ich denk', er soll halten, Gnod'n!"

„Nun, dann an die Luft mit ihm!" sagte Paul und gab dem Körper einen Stoß, daß dieser an der Thurmmauer niederglitt, und nun zwei bis drei Fuß tief unter dem Rand des Thurmes frei in der Luft hing, wo er sofort begann, heftige Bewegungen mit den Füßen zu machen.

„Jetzt fort!" sagte Paul Terwagne. „Seppi, mach' Deine Sache gut — Du hast nur wenige Minuten, bis

die Schildwache aufmerksam wird. Bist Du unten, so kommst Du uns nach ... wir warten auf Dich."

„Ich komm' schon!" flüsterte Seppi, der eben die Kante der Luckenklappe, faßte, um sie zu schließen, sobald Paul und Maldagham hindurch waren.

Die beiden letzteren flogen die Stufen hinab, über den Verbindungsweg, in die Fensterthüre, die in's Palais führte, hinein; an der Thüre standen der Chevalier und der Cornet, die ihnen so weit nachgeschlichen waren.

„Wo ist Dorette?" rief Paul aus, „wo ist der Marquis?"

Paul fühlte statt der Antwort die beiden Arme seines jungen Weibes um seinen Nacken; sie war aus dem Schatten des Korridors hervor ihm entgegengeflogen und hing schluchzend an seinem Halse.

„Meine Dorette — mein armes, armes Weib," sagte er von Rührung überwältigt, „aber kommt, kommt — noch sind wir nicht frei — eilen wir — folgt mir... und leise, leise... ohne Schuhe... auch Du, Dorette!

Sie gingen vorwärts, in den dunklen Korridor hinein, dann über den quer durch das Stockwerk laufenden Flur — dann weiter bis an's Ende des Gebäudes, wo die Treppe hinabführte, und Hellung durch das Fenster über

der Treppe hereinschimmerte — hier hieß Paul alle Andern sacht die Stufen niederschleichen, bis zum Treppenabsatz, nicht weiter, damit man in der Wachtstube sie nicht höre, er selbst blieb oben stehen, gespannt den Blick nach dem oberen Ende des Ganges richtend, mit stürmischem Herzklopfen die Minuten zählend ... da ... plötzlich ... unterbrach ein donnernder Ruf die Todtenstille der Nacht.

Siebentes Capitel.

Die weiße Frau.

„Aux armes!“ rief die Schildwache im Hof vor der Wachtstube. „Aux armes!“ daß es bis in den fernsten Winkel der Veste hallte.

„Pest! . . . jetzt wird's Zeit!“ flüsterte Paul zusammenfahrend, „wenn der Seppi jetzt nicht bald kommt . . . aber da ist er!“

Der Rahmen der Fensterthüre oben am Ende des langen Ganges verdunkelte sich — Seppi war da, mit heiler Haut den Thurm herunter gekommen — flog jetzt den Korridor herab und stand, nach Athem ringend, kurz darauf neben Paul, den Strick, mit dem er sich an dem Thurme niedergelassen, in der Hand.

„Wie ist's gegangen, Seppi?“

„Die Kanone steht schon d'rauf!“ versetzte Seppi lakonisch.

„Vortrefflich, dann fort! Du wirst sehen, daß ich zu Stande gebracht habe, was ich wollte und was Dir unmöglich schien — die Franzosen aus der Wachtstube zu bringen!"

Paul eilte die Treppenstufe herab, zu denen, die seiner harrten.

„Nur weiter," sagte er hier, „Alles geht gut!"

Sie kamen am Fuße der Treppe an. Links lag ein weiter, dunkler Raum, rechts eine tief in die Mauer gelassene Thüre.

Paul legte sein Ohr an diese Thüre. Er vernahm keinen Laut. Er öffnete sie behutsam und sachte, es war die Wachtstube, in die sie führte, er sah das brennende Talglicht auf dem Tische, an dem die Franzosen gesessen, schmutzige Karten lagen umher — eine Strecke weiter stand der Wassereimer des Invaliden — aber eine menschliche Seele war nicht in dem Raum!

„Aux armes!" hatte die Schildwache gerufen, als sie durch ein seltsames Geräusch — es war der an der Drehbasse arbeitende Seppi gewesen, der es gemacht — aufmerksam geworden, die Augen nach der Gegend des Thurmes gewendet, und dort nun eine höchst seltsame und unerklärliche Gestalt wahrgenommen hatte.

Es war - die Wache rieb sich die Augen, ob sie nicht schlafe und träume — es war eine weiße Ge-

stalt, die da oben aus dem Thurme hervorgetreten; die, an die Thurmmauer gelehnt, doch in der Luft zu stehen schien, wie, auf welchem Boden unter den Füßen, das war nicht wahrzunehmen; der Mond stand der Wache gegenüber am Himmel, und während er den Hof, die Fronte des Wachthauses, weiterhin das lange Kasernengebäude hell beleuchtete, lag doch die der Wache zugewendete Seite des Thurmes im dunklen Schatten.

Der Franzose, ein Rekrut aus der Normandie, schlug ein Kreuz, murmelte erschrocken ein Stoßgebet zu allen Heiligen, und schrie dann, immer mit großen Augen nach dem Thurm emporstarrend, sein:

„Aux Armes!“

Daß die Wachmannschaft mit einer gewissen Erregung, von dem Gedanken an einen Ueberfall oder irgend ein anderes, ganz absonderliches Ereigniß, das im Hofe vorgehe, beflügelt, hastig herbeistürzte, war natürlich. Sie hatten nicht lange zu fragen, weßhalb sie herausgerufen worden — der Rekrut stand, die Muskete am Fuß, mit beiden ausgestreckten Händen nach der wunderlichen Erscheinung deutend.

Der Thurm mochte in einer Entfernung von hundert Schritten von dem Wachthause liegen; bei dem ungewissen Licht des Mondes erschien die Gestalt da oben doppelt räthselhaft, unheimlich, unerklärlich!

Es war ganz offenbar eine menschliche Gestalt. Sie war vom Kopf bis zu den Füßen in weiße Gewänder gehüllt ... sie bewegte sich hin und her — sie schwebte in der Luft ... wovon wurde sie getragen? worauf stand sie? wie war sie da oben aus der Thurmmauer heraus gekommen?

Unsere französischen Soldaten, die sich als echte Kinder der Revolution sehr wenig um den lieben Gott und noch weniger um den Teufel kümmerten, fühlten doch sammt und sonders ein gewisses Grauen bei dem Anblick, und fühlten es doppelt, als der alte Friedenssoldat, der zum Kalfaktor gepreßte Invalide, der mit herausgestürzt war, ausrief:

„Ma foi ... que la Sainte vierge nous sauve tous, c'est la Dame blanche! — Es ist die weiße Frau! Die weiße Frau von Brasienne!"

Ein Theil der Mannschaft versuchte zu lachen.

„Vieux grognard — va au diable avec ta Dame blanche!" rief ein alter Troupier aus. Aber der Invalide fuhr fort in heftigster Aufregung die Worte hervorzustoßen:

„Aber wenn ich Euch sage, daß die weiße Frau nicht zum ersten Male heut in Brasienne erscheint ... daß ich sie selbst gesehen habe ... es war damals, als ..."

„Zurück da,“ rief hier der Sergeant Flippetot, welcher herbeigestürzt kam, dazwischen, indem er den Invaliden bei Seite schob, „gib mir meine Muskete her, Jacques, wir wollen sehen, ob wir die weiße Frau da oben nicht bald herunter holen oder in die Flucht treiben!“

Eine Muskete wurde ihm gereicht; er nahm sie schlug an, zielte — und ein Schuß weckte die von zwei drei Seiten aufhallenden Echos des alten Schlosses. Zugleich hörte man das Anprallen der Kugel oben an den Steinen des Thurmes. Der Rauch verzog sich — die weiße Frau da oben stand wie vorher am Thurm — nur stiller, sie bewegte sich nicht mehr hin und her.

„Die macht sich viel aus Eurem Schusse!“ murmelte der Invalide.

„C'est singulier,“ sagte der Sergeant, „wenn man ein Kind wäre, könnte man wahrhaftig Angst bekommen vor dieser weißen Vogelscheuche. Eh, Henri, Giles, suivez moi . . . wir wollen in den Thurm und die Sache untersuchen. Du hast Furcht, Henri, nun jetzt gerade! en avant!“

Flippetot ging mit den zwei Aufgerufenen vorwärts, quer über den Hof; aber nicht allein die zwei gingen, sondern fast der ganze Haufe folgte ihm.

Als man am Fuße des Thurmes war und emporblickte, waren zwei frei gewordene Männerfüße, wie sie

jetzt wieder heftig hin und her zu zappeln begannen, zu erkennen.

„Wenn die Gespenster anfangen, sich aus Lebensüberdruß, weil Niemand mehr an sie glaubt, zu erhängen, so will ich glauben, daß dieß die weiße Frau ist!" sagte der Sergeant jetzt, und damit eilte er dem untern Eingang des Thurmes zu und die Stufen der Wendeltreppe empor. Ein Theil der Leute folgte ihm; der Rest, ein halbes Dutzend, blieb unten, zu der Erscheinung hinaufstarrend.

Es war wenige Augenblicke vorher, daß Paul die Thüre der Wachtstube geöffnet hatte. Sein Anschlag war ihm völlig gelungen. Niemand war natürlich bei solch' einem seltsamen Ereigniß in der Stube zurückgeblieben — alles war draußen, und der Durchgang durch das Lokal völlig frei; Paul winkte den ihm Folgenden, schritt behende durch den von der Talgkerze erhellten Raum und fand ohne Mühe die Hinterthüre, die nach dem Cisternenhäuschen führte. Auch hier gab eine lose Klinke sofort dem Druck seiner Hand nach und die ganze Reihe der Flüchtigen, Dorette zunächst hinter Paul, schlich auf den Zehen zwischen den Pritschbänken hin, durch die Stube. Maldagham hatte, als er, hinter Dorette herschreitend, an dem Tisch vorüberkam, die Geistesgegenwart, die Kerze auszublasen."

Der Gamskogelseppi war der letzte; er bildete den Nachtrab und schloß vorsichtig die Hinterthüre wieder, als alle hinaus waren. Paul Terwagne hatte die Vordersten der Reihe schon an dem Brunnenhäuschen her in die große Mauerlucke geführt — es galt hier große Vorsicht, um jenseits der Mauer den sich zur Felsenwand hinabsenkenden Kehrichthaufen nicht niederzugleiten und dann unrettbar verloren zu sein. Dann ging es, dicht an die Mauer gedrückt, nach rechts über den schmalen Pfad zu der Stelle, wo Paul und Seppi emporgeklommen waren. Dorette hielt mit beiden Händen die Rechte ihres vor ihr schreitenden jungen Gatten gefaßt. Seppi hatte den alten Herrn, den Marquis, in seine besondere Obhut genommen.

Als man an der Stelle angekommen war, wo nach Paul's ermuthigenden Versicherungen das Niedersteigen für Alle ganz wohl möglich sein sollte, da fühlte Dorette sich vom Schwindel erfaßt. Sie lehnte sich, in ihr Schicksal ergeben, an ihren muthigen Gatten, das Haupt auf seiner Schulter, und schloß die Augen. Man beschloß sie zuerst hinunter zu führen. Der Seppi reichte seine Stricke her, Paul schlang ihr einen derselben um den Leib, dann stieg Seppi als Pfadfinder zuerst hinab, Dorette folgte, Paul blieb dicht hinter ihr, die Andern folgten Paul, zuerst der Marquis, dann die zwei jun-

gen Leute, zuletzt Maldagham. Man kam langsam, aber ohne Unfall weiter. Dorette bewies eine bewundernswerthe Tapferkeit. Nur auf halber Höhe etwa gelangte man an eine gefährliche Stelle, wo der Marquis nicht weiter zu können erklärte. Seppi hieß ihn deßhalb zurückbleiben mit den Andern, welche hinter ihm waren. Er brachte nun erst Dorette und Paul in Sicherheit. Als sie glücklich unten angekommen waren und Dorette auf ihre Kniee fiel, um ihrem Schöpfer für ihre Rettung zu danken, stieg der wackere Wildschütz noch einmal empor, nahm nun den alten Herrn an seinen Strick und brachte auch ihn glücklich herab. Wenige Augenblicke nachher stand die ganze Gesellschaft auf sicherem Boden fest auf ihren Füßen. Der Marquis von Rossagnac umarmte vor Freude weinend seinen Schwiegersohn und seine Tochter.

„Du hast drei Menschenleben gerettet," sagte er, „unser Aller Leben, Paul ... Dieser Champmorin hätte kein Erbarmen gekannt — keine Gnade! Man hätte uns nach Paris auf's Blutgerüst geschleppt ... wie können wir Dir je danken, was Du an uns gethan hast!"

„Brauchen Sie mir zu danken, mein Vater," versetzte Paul gerührt und sein theures wiedergefundenes Weib an sich drückend, „brauchen Sie mir zu danken?

Nur Einer ist unter uns, dem wir Alle gleichen Dank schuldig sind, und das ist dieser wackere, unerschrockene, prächtige Bursche hier, dieser Gamskogelseppi!"

Dabei ließ er mit der vollen Rührung eines von enthusiastischem Dank geschwellten Herzens seine Rechte schwer auf Seppi's Schulter fallen.

„Ist schon Recht, Gnod'n, aber machen ma, daß ma weiter kommen — noch ist's nit geheu'r, die weiß Frau da oben könnt uns sonst noch an Spuk machen!"

„Du hast Recht, Seppi, fort, zu den Unserigen!"

Paul erzählte jetzt den Befreiten, welche Schutzmacht sich in ihrer Nähe befinde, und dann ging es querfeldein, trotz der zurückgelassenen Schuhe und Stiefel über Stock und Stein, dem Lagerplatze der Kompagnie zu.

Und doch hätten unsere Flüchtlinge nichts zu befürchten gehabt. La Dame blanche da oben an dem runden Thurm war in diesem Augenblick nicht in der Verfassung, irgend Jemanden in der Welt „einen Spuk zu machen," wie Seppi sich ausdrückte. Als die Leute, welche unter Anführung des Sergeanten in den Thurm drangen, bis unter die Plattform gekommen waren, fanden sie es auch mit den größten Kraftanstrengungen nicht möglich, die Luckenklappe, die den einzi-

gen Zugang zu der Plattform bildete, zu lüften. Die alte Drehbasse, die Seppi darauf geschoben hatte, lastete zu schwer. Man mußte sich entschließen, mit Leitern von außen her die Plattform zu erreichen. Die Leitern mußten hinter den Stallgebäuden her geholt werden, wo der alte Invalide ihren Aufbewahrungsort zeigte. Als man die längste dann mit vieler Anstrengung aufrichtete — es war unterdeß, von dem Lärm und dem Schuß geweckt, der ganze in der Kaserne einquartirte Franzosentrupp herbei gekommen als man die Leiter aufgerichtet hatte, fand sich, daß sie zu kurz war; doch reichte sie hin, um den emporsteigenden Sergeanten entdecken zu lassen, welcher Natur die weiße Dame war, die jetzt ganz bewegungslos da oben von der Zinne niederhing.

„Mille tonnerres,“ schrie er herunter, „c'est quelqu'un, qui s'est pendu!“

Die Sache wurde immer räthselhafter. Wer konnte sich erhängt und sich dabei das Vergnügen gemacht haben, sich in weiße Lacken zu hüllen?!

Während der Haufe da unten nun durch einander schrie und die aus der Kaserne herbei laufenden Nachzügler sich erklären ließen, was vorgefallen, stieg der Sergeant eilig die Leiter hinab.

„Schnell, schnell,“ befahl er, „eine kürzere Leiter her und dann damit auf den Söller dort — wir müs-

sen durch's Palais auf den Söller und von da aus hinauf!"

Eine kürzere Leiter wurde gesucht und aufgepackt, und damit stürmte man vor das „Palais," zu dessen Hauptportal einer der Invaliden die Schlüssel, die in der Wachtstube aufgehängt waren, herbeiholte. Als die beiden Flügel sich geöffnet hatten, ging es die Treppe hinauf, über den langen Korridor, über den Verbindungsweg — bis man auf dem Ende dieses Verbindungsweges, auf dem Söller vor der oberen Thurmthür, die Leiter aufstellte.

„Aber wo bleibt denn der Kapitän? Wo ist denn unser Kommandant?" rief jetzt Einer aus der nachdringenden Truppe.

„Lauf Einer und wecke ihn!" schrie der Sergeant zurück und stieg die Leiter hinauf. Mehrere Andere folgten ihm und verschwanden dann oben zwischen zwei Zinnen hindurch hinter der Krönung des Thurmes.

Ihre Köpfe erschienen bald wieder über der Brustwehr, und dann sah man von unten aus die weiße niederhängende Gestalt sich langsam heben — immer höher, bis sie von einigen Armen an Kopf und Schultern gefaßt und seitwärts in die nächste Zinnenlucke ge-

zogen wurde — bald ragten nur noch die Beine über die Thurmkrönung fort — dann wurden auch diese unsichtbar.

Oben aber auf der Plattform kniete der Sergeant jetzt neben dem regungslosen, auf den Boden gelegten Körper nieder ... er riß das weiße Laken, das ihn verhüllte, auseinander, er zog ihm den Tuchknebel aus dem Mund, er stieß den Schreckensruf aus:

„C'est notre Commandant! C'est le Citoyen Champmorin!"

„Le Citoyen Champmorin!" riefen die Andern zum Tode verwundert.

Wir wissen nicht, wie lange man brauchte, um den Unglücklichen wieder in's Leben zu rufen; er hatte in seiner entsetzlichen Lage da oben das Bewußtsein verloren, der schreckliche Knebel hatte ihm den Athem genommen, er wäre gewiß nicht mit dem Leben davon gekommen, wenn ihm nicht bald die Hülfe gebracht worden wäre. Was wir wissen ist nur, daß er am andern Tage in der Frühe, sehr blaß und gebrochen und kleinlaut, aus der alten Veste abzog und heiler Haut Givet zu erreichen suchte, wo sein General Harville mit seinem Korps längst angekommen war, nachdem er den kaiserli-

chen Truppen friedlich Namur eingeräumt hatte. Die Gefangenen, deren Verschwinden man bald inne geworden war, zu verfolgen, hatte Champmorin keinen Versuch machen lassen; er wußte, welchen Schutz sie im Rückhalt hatten und mußte froh sein, als ihm am Morgen seine Streifpatrouillen berichteten, daß die feindlichen Truppen abgezogen seien.

Sie hatten in der That beim ersten Grauen des Morgens ihr Bivouak verlassen und hatten die Geretteten nach Namur mit sich genommen. Der Marquis wagte sich nach Beauraing erst zurück, als kein Franzose mehr auf belgischem Boden stand.

Bei der ersten ungünstigen Wendung jedoch, die das Kriegsschicksal noch im Laufe des Jahres nahm, verließ er die Heimat und siedelte nach Oesterreich über, zur Freude des Gamskogelseppi, dem man die Freiheit vom Dienst erwirkte, sobald der Feldzug zu Ende war, und der dort als Waldmeister in den Dienst des Marquis trat und später in dem seines Sohnes, des Chevaliers, gestorben ist.

Paul Terwagne hat in den nächsten Jahren eine glänzende Carrière gemacht. Von seinen Waffenthaten als Oberst eines Reiterregiments in den Feldzügen von 1805 und 1809, wo er zum General befördert wurde, ist in

den Kriegsgeschichten der Zeit zu lesen. Die muthigste seiner Thaten wußte aber später doch nur der alte Oberstlieutenant von Maldagham, der 1821 in Prag starb, zu erzählen, wenn man ihn auf Gespenstergeschichten brachte, und er dann einem Kreise gespannt aufhorchender alter Kriegsgurgeln die famose Geschichte berichtete, wie zum letzten Male die weiße Dame auf dem alten Schlosse von Brasienne im Lüttichterlande erschienen sei.

Ende.

Landeron.

Erzählung von Levin Schücking.

Erstes Capitel.

Es war an einem heitern Herbsttage des Jahres 1811.

In einem großen Wohnzimmer eines altfränkischen Edelhofes, das ziemlich bunt durcheinander mit alten Möbeln nach Rococcogeschmack und neuen Einrichtungsgegenständen im Style der Kaiserzeit angefüllt war, saß eine hübsche junge Dame; zwar nicht mehr sehr jung, und auch nicht mehr sehr frisch und blühend aussehend; aber immer noch eine anziehende fesselnde Erscheinung. Es war eine feine schlanke Figur, mit Zügen, welche den französischen Typus trugen, lebhaften dunklen Augen und einem sehr graziös gezeichneten Munde. Allein unter den Augen leicht eingegrabene blaue Striche und an dem Munde Züge, die von einer gewissen Ermattung und Abspannung sprachen, daß das Leben nicht an ihr vorübergegangen war, ohne Spuren von Leidenschaften

oder von erschütternden Erlebnissen zu hinterlassen, so kurz auch das Leben, welches an ihr vorübergegangen war, bis jetzt noch sein mochte — sie konnte nicht älter als 26 bis 28 Jahre sein.

Sie saß auf einem Eckdivan, an einem runden Tische; eine weibliche Arbeit, eine bunte Wollstickerei, hatte sie zur Seite auf den Divan neben sich geworfen; sie war damit beschäftigt, ein Spiel Karten vor sich auf den Tisch auszubreiten.

Mißvergnügt warf sie endlich die Karten durcheinander.

„Abermals nein!“ sagte sie dann „die Patience will's nicht, daß deine Wünsche erfüllt werden, arme Cornelie!“ Dabei legte sie die Arme zusammen und lehnte sich gähnend in den Divan zurück.

„Die Patience will dir wahrscheinlich sagen, es sei undankbar von dir, daß du überhaupt noch Wünsche hast,“ fuhr sie dann in ihrem Selbstgespräche mit einem leichten Seufzer fort. „Ja es ist undankbar! Du hast ja Alles. Schloß, Dienerschaft, Wagen, Pferde, und einen Onkel“ — sie betonte dies Wort in einem fast spöttisch klingenden Tone — „einen Onkel, der nur für dich lebt, nur für dich da zu sein scheint. Und wenn du dich noch nach einem andern Zeitvertreib sehnst, kannst du dem Räthsel nachsinnen, aus welchen Beweggründen

all der Edelmuth dieses Onkels herfließt — dem Räthsel, das du immer noch nicht zu lösen wußtest . . . so viel du auch darüber grübelst? — Ach," setzte sie dann nach einer kleinen Pause hinzu, ich bin sehr schlecht und mißtrauisch — er ist ja die Güte selber — weshalb soll es nicht einen solchen Mann geben können, der sich zur Aufgabe macht, ein armes verlassenes Weib vom Wege des Verderbens zurückzuführen, es gut zu machen, seinen Verstand zu bilden, es seine dunkle Vergangenheit sühnen zu lehren — weshalb soll es einen solchen Mann nicht geben? Freilich wir hätten dazu auch in Frankreich bleiben können — es wäre nicht nöthig gewesen, uns in dies fremde seltsame Land, in diese todtenstille Einöde, in dies verzauberte Schloß zu vergraben . . . doch wer weiß! vielleicht war es nöthig mich so weit zu entfernen, so hoffnungslos weit von Allem, was früher mich umstrickte . . . er wird seine Gründe dazu gehabt haben, der gute Onkel, und ich will nicht dagegen murren!"

„Bei allem dem," so spann die junge Französin ihre stille Unterhaltung mit sich selber weiter „bei Allem dem ist es sehr wenig amüsant hier, so viel ist gewiß. Wenn ich nur für des Onkels Beschäftigungen mit seiner Landwirthschaft Interesse finden könnte! Nun, vielleicht kommt es — ich will mir Mühe geben! Ach, daß wir meine Erinnerungen so wenig sind, um mein

Herz auszufüllen! Ich muß wohl sehr oberflächlich und leichtsinnig sein! Andere Frauen verstehen es doch, stundenlang, tagelang zum Himmel aufzuschauen, und über irgend ein verlornes oder geträumtes Glück zu brüten — über das Glück einer Woche, eines Tages; das gibt ihnen Gedanken, sagt man, für zwanzig Lebensjahre. Ich kann das nicht! O mein Gott, welche Erinnerungen hätte ich denn auch, über die ich sinnen und brüten sollte — ich habe ja kein reines Glück gekannt, nicht eine Woche, nicht einen einzigen Tag lang! Ich war zum Dienen erzogen, ich diente, unterwürfig, ergeben in dies Schicksal und doch mit dem Bewußtsein, daß es ein hartes Schicksal sei. Da kam jener Mensch, der mir ein anderes, ein besseres bot, von dem ich mich wie eine willenlose Pflanze in einen so ganz andern Lebensgrund versetzen ließ, der mich frei, sorglos, von Luxus umgeben machte, in dessen Liebe ich glücklich zu werden hoffte — und doch so unglücklich wurde — mit mir selbst zerfallen, gepeinigt und gemartert von all den Kränkungen, die mir täglich zeigten, daß mich die Welt verachte. Was hatte ich verbrochen? Daß ein reicher Mann mich, das arme, zum Dulden und zur Dienstbarkeit erzogene Mädchen liebte! Und doch — es war etwas in mir, was mir von Verbrechen sprach, was mich fühlen ließ, daß die Welt mit ihrer Verachtung ein Recht haben könne. Und als nun der Mann, der

mir alles war, mir sein Herz, seine Theilnahme, seinen Schutz entzog: als ich mich verlassener und elender fühlte als ein Wesen auf Erden, als ich einen furchtbaren Abgrund vor mir aufgähnen sah ... da, da kam dieser „Onkel“ und — rettete mich vor dem Abgrunde. Soll ich ihm nicht bis zum letzten Athemzuge meines Lebens dafür danken? Soll ich ihn nicht als meinen Schutzgeist verehren, soll ich nicht ergeben sein in Alles, was er thut und beschließt. Soll ich murren, wenn er für gut findet, mit mir irgend ein Land am Nordpol zu bewohnen? Soll ich grübeln, weßhalb er so gütig für mich ist? O nein, nein — ich will vom Leben nichts, gar nichts mehr begehren — gar nichts als — ein mal meinen armen Bruder wieder zu finden, wenn er noch unter den Lebenden ist!“

In diesem Augenblick wurde Cornelie in ihren Sinnen gestört, die Thür öffnete sich und es trat ein Herr in das Zimmer, dem die junge Dame entgegenging, um ihm die Hand zu reichen.

„Guten Morgen, mein theurer Onkel!“ sagte sie, „Du hast Dich heute lange erwarten lassen.“

„Hab ich das?“ versetzte der Herr, ein Mann in den Vierzigern, eine kräftige Gestalt mit dunklen Haaren und einem charakterisch ausgebildeten Kopf, dessen vortretende Backenknochen, buschige Braunen und breites Kinn auf eine entschlossene energische Natur deuteten. „Ich habe

zu thun gehabt. Cornelie," fuhr er fort: „der Rentmeister hat mich in die Geheimnisse des Fruchtwechsels, wie er hier zu Lande betrieben wird, näher eingeweiht; und dann war der Förster da, um mir einen Bürschgang, auf den Abend vorzuschlagen, er hat einen feisten Bock aufgetrieben und seinen Wechsel ausgekundschaftet . . . Deshalb Pardon, mein Kind — und was hast Du getrieben Cornelie, den ganzen Morgen?"

„Ich — ich bin nicht sehr fleißig gewesen, lieber Onkel. Du wirst mich schelten. Ich habe nur drei Seiten in dem Buch gelesen, das Du mir gabst, ein Examen darfst Du also mit mir nicht anstellen. — Dann habe ich gestickt und endlich — Patience gelegt! Bist Du mir böse?"

„Patience gelegt? Vortrefflicher, höchst nützlicher Zeitvertreib! Und was hat Dir die Patience gesagt?"

„Ach, es hat mich sehr ungeduldig gemacht, das Geduldspiel, — es hat immer nein gesagt."

„Also die Patience hat immer Nein gesagt," erwiederte der Onkel mit gutmüthigem Spott. „Auf welche Frage? Gewiß auf die Frage: werde ich bald wieder in Paris sein? Oder: Werde ich auf dem nächsten Maskenballe im Opernhause tanzen? Wird der Onkel im nächsten Sommer mit mir in's Bad reisen? Werde ich da mit meiner Toilette" . . .

Das junge Mädchen hielt dem Onkel scherzend die Hand vor den Mund.

„O, wie böse Du bist,“ sagte sie. „Traust Du mir denn gar keinen ernsteren Gedanken zu?“

Der Onkel schüttelte den Kopf.

„Bei der Patience — nein!“

„Also sonst doch?“

„Nun freilich; Du weißt, daß, wenn ich Dich zuweilen ganz müßig am Fenster sitzen und träumend den blauen Himmel anstarren sehe, ich sogar fürchte, Du beschäftigst Dich mit zu ernsten Gedanken, Du denkst an vergangene Dinge, die hinter Dir liegen, Du giebst Dich unnützem Sehnen nach einem Glück hin, das nun einmal nicht mehr das sein kann, das Dir beschieden ist. Cornelie, es liegt noch ein Glück,, ein reiches Glück vor Dir, aber Du mußt lernen, es zu erfassen, es zu schätzen. Und was wirst Du, wenn Du gelernt hast, ernsthaft thätig zu sein. In der Thätigkeit, in der Arbeit liegt ein Heilmittel gegen Alles, womit uns die Welt oder unser eigenes Herz mit seinen Erinnerungen, mit seiner Sehnsucht, mit seinen Vorwürfen bedrängen mag. Du mußt ernster arbeiten lernen, Cornelie, Du mußt lernen, Dich um Haus und Hof zu kümmern; Du mußt es lernen, die Gebieterin hier machen zu können. Es kann sein, daß ich gezwungen bin, einmal eine

weitere Reise zu machen. Ich muß dann Dir mit Ruhe die Verwaltung meines, unseres Eigenthums überlassen können. Wie denkst Du, würde das gehen, wenn ich jetzt schon es thäte?"

„O gewiß Onkel, ich würde mein Möglichstes thun, schon um Deine Zufriedenheit zu erwerben."

„Ich danke Dir — das ist schon etwas; aber lieber wäre mir, wenn Du Dein Möglichstes thätest, um der Sache selbst willen, wenn Dir ein so schöner, ausgedehnter Besitz, wie dieses Schlebusch mit seinen herrlichen Waldungen wirkliches Interesse einflößte!"

„O, das thut es ja auch, gewiß, ganz gewiß!"

„Nun, das freut mich — aber eine Gewissensfrage, Cornelie. Wenn ich nun stürbe und Dir, als meiner einzigen Verwandten, diesen Besitz hinterließe, wenn Du die Herrin des Ganzen wärest — was würdest Du thun? Würde das Interesse, welches Du an Deinem Eigenthum nähmest, groß genug sein, um es auch dann festhalten zu wollen? Oder würdest Du es alsdann je eher desto lieber verkaufen und mit dem Gelde nach Paris zurückreisen, um Dich dort damit zu amüsiren? Sag' mir die Wahrheit mein Kind!"

„Ich brauche mich nicht zu besinnen, Onkel, um Ihnen die Wahrheit zu sagen. Ich würde das Gut

schon deshalb behalten, weil es Ihnen so werth gewesen" ...

„Nicht das wollte ich hören, ich will hören, was Du thätest, wenn Du ganz unabhängig und durch gar keine Rücksicht gebunden wärest."

„Auch dann würde ich Freude an diesem Besitze haben, große Freude, und ich würde die Beschäftigung. die mir die Verwaltung gäbe, der Beschäftigung mit nichtigen Frauenintressen, mit den Chiffons und Coquetterien müßiger Salondamen vorziehen — ich würde die Stellung in der Gesellschaft, die Achtung der Welt, welche mir ein solcher Besitz verleiht, dem vergänglichen Lüstre vorziehen, welchen einer reichen, jungen Dame ihre Toilette und ihr mehr oder minder graziöses Geplauder in Paris giebt. Aber mein theurer Onkel, um mich nicht besser zu machen, als ich bin — ich würde zuweilen eine kleine Reise machen!"

„Das könntest Du, so oft Du Lust hättest, Cornelie; aber ist das, was Du sagst, Dein wirklicher, wohlerwogener Ernst?"

„Ganz gewiß!"

„Ich will es glauben," sagte der Onkel. „Und Du machst mir damit eine größere Freude als Du denkst ... Du wirst das erkennen, wenn wir weiter

geredet haben — für jetzt ist es Zeit zu unserem gewöhnlichen Spazierritt. Bist Du bereit dazu?"

„Sogleich!" versetzte Cornelie und entfernte sich, um Toilette für den Spazierritt zu machen — und der Herr ging, um anzuordnen daß die Pferde gesattelt würden.

Als er draußen auf dem Corridor war, und sich der großen Stiege näherte, welche in das untere Stockwerk hinabführte, kam ein Mann in mittleren Jahren die Stufen heraufgeschritten, der sehr elegant gekleidet und in seinem ganzen Wesen jeder Zoll ein Franzose war. Er machte eine sehr tiefe, unterwürfige Verbeugung vor dem Schloßherrn und dieser sagte:

„Ah, Vincent, Sie sind's. Haben Sie mir etwas zu berichten? Kommen Sie mit hinab, ich muß im Hofe die Pferde satteln lassen; ich will mit meiner Nichte ausreiten. Was giebt es?"

„Ich habe Ferien, Herr, Baron," versetzte Vincent lächelnd. „Es muß irgend eine große Schmuggelei im Werke sein, und Monsieur Aubertin, der Wind davon bekommen zu haben scheint, ist heute Früh nicht zu sehen. Er ist in einem Eifer wie ein lancirter Schweißhund, der eine Fährte wittert."

„Das freut mich. Sein Diensteifer hat also nicht nachgelassen?"

„O durchaus nicht — er hat sich eher geschärft; die ganze Veränderung, welche seit der Zeit, daß ich sein „Freund“ geworden, mit ihm vorgegangen ist, ist die, daß er, wo möglich noch kecker als zuvor, jedem hübschen Mädchen den Hof macht — das ist Alles!“

„Aber nicht gut!“ sagte der Baron.

„Ah bah,“ versetzte Vincent, „was schadet es! Es steckt im Blut — es ist französisches Naturell — die Galanterie gehört zu den Nationaltugenden unserer ruhmreichen Nation. Lassen Sie ihn.“

„Und das ist Alles?“ fragte der Baron flüsternd, weil sie eben auf dem Schloßhofe angekommen waren, wo ein paar Knechte sich umtrieben, denen der Schloßherr jetzt einen Wink gab, die Pferde zu bringen.

„Nicht Alles,“ versetzte Vincent. Ich bin zu Ende mit meinen Mitteln, ihm Geld zukommen zu lassen. Als ich ihm das letzte Mal anbot, mit ihm zu spielen, lehnte er es ab, weil ich immer verliere und er mich, nicht ausbeuten wolle.“

„Das ist sehr redlich von ihm!“

„Aber ich weiß nicht, wie ich nun länger seine Vorsehung machen soll! Die zweitausend Francs, welche ich ihm, als von uns gemeinschaftlich im Lotto gewonnen, auszahlte, gehen auf die Neige; er hat, wie Sie

wissen, auf mein Zureden sich davon ein Pferd angeschafft, eine bessere Wohnung bezogen."

„Man müßte ihm durch seine Vorgesetzten eine Summe als Belohnung für eine pflichtgetreue amtliche Thätigkeit zukommen lassen. Das wird die beste Weise, ihm wieder Geld zufließen zu lassen, sein. Erkundigen Sie sich darnach, Vincent, auf welche Weise das zu geschehen pflegt, und wie es zu machen wäre."

„Wir müssen vorsichtig sein, Herr Baron," versetzte Vincent; „Sie haben ihm eben erst durch Ihren Einfluß beim Präfecten eine Rangerhöhung ertheilen lassen — nach ein paar Monaten schon eine besondere Belohnung — das würde sehr auffallend sein."

„Sie haben Recht. Und am Ende, wozu jetzt auch noch! Es scheint, das Geld verführt ihn nicht! Mit dem, welches Sie ihm bis jetzt gegeben haben, hat er vernünftig gewirthschaftet, ohne bei einer Summe, wie er sie früher nie auf einmal besessen, den Kopf zu verlieren."

„In der That, Herr Baron — ich muß ihm das Zeugniß geben."

„Still, da ist Cornelie," fiel der Baron ein; „ich will darüber nachdenken, Vincent, und gebe Ihnen später meine weiteren Aufträge."

Cornelie war eben in ihrem Reitkleide, die Gerte in der Hand, aus dem Portal auf den Hof getreten.

Vincent verbeugte sich vor ihr und ging in einen der Nebenflügel des Herrenhauses.

„Da ist ja Vincent, Dein getreues Factotum, einmal wieder, lieber Onkel," sagte die junge Dame — „wo um's Himmels willen steckt er denn immer — seit Monden bekommt man ihn gar nicht mehr zu sehen."

„Du weißt ja," versetzte der Baron trocken, „daß er sich im nächsten Städtchen aufhält, um da meine Angelegenheiten bei den Behörden zu betreiben" . . .

„Kann denn das Monate lang nöthig sein?"

„Es wird von heute an wahrscheinlich überflüssig sein," entgegnete der Baron.

Die Pferde wurden gebracht — der Baron half Cornelie in den Sattel und schwang sich dann selber auf. Beide verschwanden gleich darauf in dem Thorhause, das auf die Schloßbrücke und dann ins Freie führte.

Vincent war auf die Schwelle des Nebengebäudes getreten und hatte ihnen nachgeblickt.

„Hab' ichs recht gemacht oder mich betragen wie ein Gimpel?" fragte er sich dann nachdenklich — „der Henker werde klug daraus! Ist er zufrieden mit mir, daß ich einfach seine Aufträge ausgeführt habe, oder unzufrieden, daß ich nicht geschickter und erfolgreicher meine angenehme Mission, einen jungen Menschen zu

debauchiren, vollzog? — denn darauf war's doch abgesehen, trotz aller frommen und redlichen Redensarten meines verehrungswürdigen Barons! . . . Daß dies Mädchen nicht seine Nichte ist, habe ich ja längst heraus — und wenn ich nun ihren Bruder auf alle mögliche Weise habe mit Geld versehen müssen — worauf kann das zielen, als auf etwas, was mir bis jetzt bei dem ehrlichen Burschen nicht gelungen ist! War ich ein Dummkopf, daß ich's gestanden habe? — Ma foi, nous verrons!" —

Zweites Capitel.

Auf einem westphälischen Schulzenhofe, der etwa eine halbe Meile weit von dem Gute Schleburg, auf welchem wir uns eben befanden, und dicht an einem nicht unbedeutenden Flusse lag, herrschte um diese Zeit jene stille, durch nichts unterbrochene Ruhe, welche so charakterisch für eine westphälische Landschaft und ihre einzeln liegenden Höfe ist, wenn das Vieh auf die Kämpe ausgetrieben, das Gesinde auf den Aeckern beschäftigt und das ganze Anwesen wie unter Obhut des lieben Gottes zurückgelassen ist.

Unter den hohen mächtigen Eichen, welche das lange Strohdach des Hauses beschatteten, zeigte sich nichts Lebendes als eine Gruppe Hühner, die sich im Sande badete; der große gelbe Hofhund saß aufgerichtet auf den Hinterbeinen daneben und schaute den Erholungs-

spielen der jugendlichen, diesjährigen Brut zu, wie ein ernster Mentor, der sie bewachte. Er schüttelte dabei von Zeit zu Zeit den Kopf über dies seltsame Gebahren des curiosen Hühnervogels, der bald wie in einem Anfall von Wuth mit dem Schnabel in den Sand hackte, dann beide Beine vor sich in die Höhe streckte und gleich darauf den einen Flügel schlug, als ob er den Veitstanz hätte.

Nur aus der Ferne hörte man ein paar Stimmen und ein plätscherndes Geräusch wie langsamen Ruderschlag. Es kam von der etwa hundert Schritte vom Hofe abwärts liegenden Fähre. Ein Nachen zog da langsam über das Gewässer; im Hintergrund desselben saß ein Mann in der Uniform der französischen Douaniers, die Ruder bewegte ein junges Mädchen in der landesüblichen Bauerntracht, im schwarzen Tuchmieder und dem gestreiften Wollrock; auf dem blonden gescheitelten Haar trug sie ein flach anliegendes Mützchen, von dem im Nacken eine Schleife von schwarzseidnem Band herniederhing. Sie hatte eines jener auffallend feinen Gesichter mit rosigem Teint und blauen, die aufrichtigste Gutmüthigkeit ausdrückenden Augen, die man so viel unter der Bevölkerung des Landes findet. Ihre Gestalt war schlank, groß und kräftig; die ganze Haltung und die Sauberkeit des Anzuges zeigte, daß es nicht etwa eine arme, auf dem Hof dienende Köttertochter war, welche

hier die Fährmannsdienste verrichtete, sondern die Tochter des Schulzen selbst.

Der Kahn stieß an's Ufer, das junge Mädchen sprang heraus und beschäftigte sich damit, die Kette an den Pflock zu befestigen; der Mann in Uniform war unterdessen an die Spitze des Nachen getreten und sah ihr zu. Er war ein mittelgroßer, zierlich gebauter Mann von etwa dreißig Jahren, mit schwarzem Haar, gelber Hautfarbe und dunklen oval geschlitzten Augen, aus denen Muth, Leben, und eine gewisse Schlauheit blickten; die ganze Erscheinung war eine hübsche, gewinnende und gehoben durch die schmucke grüne Uniform.

Als das junge Mädchen fertig war, sprang auch er aus dem Kahn; dann sagte er im gebrochenen Deutsch, indem er sich ihr näherte und den Arm um die Taille zu legen versuchte:

„Ich gebe Ihnen einen Kuß zum Fährgeld, Demoiselle Gertrud," ...

Sie wehrte ihn unwillig ab.

„Nichts da," versetzte sie trocken, „hier wird nicht geküßt, hier wird bezahlt, ein Stüber die Person!"

„Sieh, sieh," versetzte der Franzose — „Sie sind sehr genau, Demoiselle . . . hier ist ein Stüber. Und wenn ich nun noch einen zahle, wollen Sie mich dann mit ins Haus nehmen und mir ein Glas Milch geben?"

„Für ein Glas Milch wird nichts bezahlt.“

„Nicht einmal ein Dank?“

„Dank,“ gab Gertrud zur Antwort — „das ist hier zu Lande auch eine bekannte Münze. Man sagt: Gott lohn's! Das ist Alles!“

Sie schritt voraus, dem Hause zu; der Franzose folgte ihr; der große gelbe Hund lief ihnen knurrend entgegen, beschnupperte mit einem feindlichen Haarsträuben den Fremden und schmiegte sich dann an Gertrud.

Sie traten durch die schmale Nebenthür ins Haus, in die große, weite Küche. Links lag die lange Tenne; ein mit Klee beladener Wagen stand in der Mitte und verbreitete einen honigduftigen Geruch durchs Haus; das Heerdfeuer war fast erloschen, durch die niedere Fensterreihe rechts fiel die Sonne auf die glimmende Asche.

Der Franzose setzte sich auf die Bank unter jener niederen Fensterreihe, warf die Mütze und den Degen auf den Tisch und streckte sich behaglich aus, während Gertrud die Milch zu holen ging; sie hatte mit einem gewissen Mißbehagen gesehen, wie bequem sich's der Fremde machte, als ob er auf lange Zeit da Posto fassen wolle.

Als sie zurückkam und ihm die Milch in einem hohen Stangenglase reichte, hielt er die Hand des jungen Mädchens fest.

„Lassen Sie das Tändeln sein, Herr Inspector," sagte die Schulzentochter, das Glas so rasch auf den Tisch setzend, daß die Milch überfloß. „Trinken Sie und dann gehen Sie; ich mag nicht, daß Einer Sie hier sieht, wenn ich allein zu Hause bin."

„Nicht so böse, Gertrud", sagte der Franzose lächelnd; „ich meine es gut mit Ihnen . . . ich habe Ihnen etwas zu sagen; etwas Wichtiges; ich warte nur darauf, daß Sie mir ein wenig den Hof machen, um mein Geheimniß zu erfahren."

„Ah bah — ich bin nicht neugierig auf Ihre Geheimnisse."

„Da haben Sie Unrecht, Gertrud . . . mein Geheimniß ist etwas werth für Sie!"

Gertrud wandte sich ab, und ging, die Kohlen auf dem Heerde zu schüren, wie eine Vestalin, die das heilige Feuer nicht erlöschen lassen will. Das Heerdfeuer auf dem westphälischen Bauerhof darf nie erlöschen.

„Das fehlte noch," sagte sie halblaut und unwillig, „daß zwischen uns Zwei Geheimnisse wären!"

„Und wenn Sie wüßten," fuhr der Franzose fort, „um was es sich handelt, Gertrud, Sie würden

mir ein wenig den Hof machen — ma foi, Sie würden es!"

„Ich meine", entgegnete Gertrud, „Sie machen schon genug den Mädchen in der ganzen Gegend den Hof, es ist nicht nöthig, daß man ihn auch noch Ihnen macht!"

Der Inspector lachte.

„Meinen Sie, Gertrude. Und nehmen Sie mir das übel? Sie müssen denken, ich bin ein verlassener einsamer Mann und suche mir eine Frau; und da mich keine bis jetzt wollte, so muß ich's weiter versuchen. Was ist das Leben ohne Frauenliebe? ein Hundeleben! Nichts als Mühsal und Qual; Dienst bei Tag und Nacht. In Sturm und Wetter müssen wir hinaus. Ganze Nächte draußen liegen, um auf diese verdammten Schmuggler zu lauern, die dann doch am Ende uns nicht den Gefallen thun, zu kommen. Dann schleicht man mißmuthig nach Haus, um die Morgendämmerung. Frostig, durchkältet, müde; und zu Hause, was findet man da? Eine kalte Wohnung und Niemanden darin, dem etwas daran gelegen wäre, ob man, durchnäßt, das Fieber bekommt oder nicht. Oh, es ist ein wahres Elend, so ein Mensch zu sein, wie ich, der Niemand auf der Welt hat, der wie vom Monde gefallen ist und bei Mondschein sein Spionenmetier treiben muß" . . .

Der Inspector plauderte dies in einem sorglosen Tone dahin, nicht als ob es Klagen, sondern ganz harmlose Mittheilungen wären. In Gertrud schien es dennoch eine gewisse Theilnahme hervorzurufen, sie fragte:

„Haben Sie denn Niemand auf der Welt, keine Verwandten?“

„Niemand. Ich hatte eine Schwester. Eine Schwester, so hübsch wie Sie, Demoiselle Gertrud; wir sind in einem Waisenhause auferzogen und wir hatten uns sehr lieb als Kinder. Dann bin ich zu einem Uhrmacher in die Lehre gekommen, und weil mir die Uhren zu langsam Tiktak machten, bin ich fortgelaufen. Sind Sie je in der Werkstube eines Uhrmachers gewesen, Gertrud? An allen Wänden hängen diese entsetzlichen Marterinstrumente macht: Tik—tak . . . Tik—tak, ohne Unterlaß, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, von da bis wieder zum Morgen. Kann ein Mensch das aushalten? Nein es ist rein zum Verzweifeln; es war mir zu Muthe, als fiele mir bei jedem dieser ewigen Tiktak ein Tropfen eisig kalten Wassers auf den Kopf. Ich nahm endlich die Flucht aus dieser Hölle und ward Soldat, mit siebenzehn Jahren; dann wurde ich für das Corps der Douaniers tüchtig befunden, in die Pyrenäen geschickt, von da an die Schweizergrenze, von da hierhin . . . ich habe es jetzt, und zwar sehr rasch, sagen meine Kame=

raden, bis zum Inspector gebracht . . . und — ich wollte, Sie wären meine Frau, Demoiselle Gertrud, wahrhaftig, ich könnte darum wieder ein Uhrmacher werden."

„Und Ihre Schwester?"

„Meine Schwester . . . fragen Sie nicht mehr nach der. Die ist aus dem Waisenhause nach Paris als Bonne gekommen — in ein vornehmes Haus, wo man sie zum Fräulein dressirt hat, zur vornehmen Dame, zur — ach; das verstehen Sie nicht, Gertrud, was man in Paris aus einem armen Waisenmädchen, wenn es hübsch und ein wenig gelehrig ist, Alles machen kann! Genug — für mich ist sie verloren . . . ich habe nichts, gar nichts mehr auf der Welt . . . als mein bischen Glück, das die Caprice hat, mich seit einiger Zeit zu verfolgen und mir nur bei Demoiselle Gertrud untreu wird!"

„Schreiben Sie denn gar nie Ihrer Schwester?" fragte Gertrud.

„Ich weiß nicht einmal, wo sie ist; schon seit Jahren nicht mehr."

„So sollten Sie sich erkundigen und sie zu sich nehmen, jetzt, wo Sie eine Anstellung und Ihr Brod haben."

„Sie sind sehr unschuldig, Demoiselle Gertrud!

Die will nichts von meinem Brod! Die ist Besseres gewöhnt.“ —

Die Schulzentochter fand für gut, nicht weiter zu forschen.

Der Inspector leerte sein Glas.

„Und mein Geheimniß?“ sagte er dann aufstehend. „Wollen Sie's wirklich nicht anhören, Gertrud?“

„Ich muß in den Garten, Salat pflücken,“ versetzte das junge Mädchen, indem sie eine blaue Kattunschürze aus einem an der Wand befindlichen Spind nahm und vorband.

„Das soll heißen: geh' jetzt endlich,“ sagte der Inspector lächelnd; „Sie sind kurz angebunden, Gertrud. Aber wenn das Geheimniß nun einen gewissen jungen Mann, genannt Georg, beträfe?“

Gertrud sah betroffen rasch auf, faßte sich jedoch gleich wieder und fragte anscheinend sehr gleichmüthig:

„Was ist's mit diesem Georg?“

„Der Georg ist ein junger Mann, der sich des Nachts auf's Ohr legen und schlafen soll; der Jugend thut der Schlaf noth. Gertrud, sagen Sie ihm das, und wenn's sein kann,“ setzte der Inspector pfiffig mit den Augen blinzelnd hinzu, „sagen Sie's ihm noch heute, hören Sie, noch heute!“

„Des Nachts auf's Ohr legen? was soll das heißen? Treibt er sich denn etwa Nachts umher?“ fragte Gertrud, ein leichtes Erschrecken jetzt nicht mehr verbergend.

„Pst, mein Schatz, so fragt man uns nicht aus,“ gab der Douanier lachend zur Antwort, indem er die Dienstmütze aufnahm und den Degen einhing. „Was ich gesagt habe, das hab' ich gesagt! weil ich der Demoiselle Gertrud gut bin — weil mais c'est assez. Bekomm' ich zum Abschied wenigstens die Hand?“

Gertrude war über das, was der Franzose gesagt, wie es schien, sehr betroffen — so daß sie wohl ohne weiter viel daran zu denken, in die dargereichte Rechte des Fremden ihre Hand legte. Er hielt sie fest.

„Es ist doch Schade, daß ich nicht Georg heiße!“ sagte er jetzt ihr ziemlich feurig in die offenen und unschuldig aufgeschlagenen Augen blickend.

Sie wollte ihm rasch die Hand entziehen, aber er hielt sie immer noch fest, und so entstand ein leichtes Ringen, das plötzlich endete, als der große Hund anschlug und die Tenne hinuntertrabte.

Beide blickten auf; durch das offene Einfahrtsthor am Ende der Tenne war eben ein junger Mann getreten, der rasch heraufkam.

„Ah, da ist ja Monsieur Georg!“ sagte der Inspector; „nun, vergessen Sie nicht, ihn zu warnen, Gertrude.. Adieu!“

Er wandte sich und ging . . . durch die Seitenthüre, die aus der Küche in's Freie führte, so daß er dem Herankommenden nicht begegnete.

Gertrude blieb am Heerde stehen; ihr Gesicht hatte sich geröthet; so blickte sie dem jungen Manne entgegen. Es war ein auffallend hübscher Mensch, etwa zwanzig Jahre alt, blond wie Gertrud, und wie diese in der Tracht der Landleute der Gegend. Sein volles rundes Gesicht aber war blaß vor Zorn.

„Was hattest Du wieder mit diesem verdammten Franzosen?“ sagte er, ohne sie weiter zu begrüßen, mit zitternder Lippe.

„Nichts,“ sagte Gertrud trocken, offenbar von der Frage und der Art, wie sie gestellt worden, verletzt.

„Was hatte er hier zu thun, während Du allein zu Hause bist?“

„Er kam um ein Glas Milch zu verlangen,“ versetzte sie in demselben Tone wie oben.

„Und mußte er darum mit Dir ringen?“

„Ich habe nicht mit ihm gerungen!“

„Nicht? er hielt Deine Hand gefaßt . . . ich hab's recht wohl gesehen!“

„Er wollte gehen — ich gab ihm die Hand; daß er sie fest hielt, ist nicht meine Schuld, und das darf Jeder sehen!“

„Du hättest ihm die Hand nicht geben sollen — Du sollst sie ihm nicht geben!“

Gertrude machte sich, ohne zu antworten, am Feuer zu schaffen. Georg warf sich zornig auf die Bank, wo vorhin der Franzose gesessen.

„Wenn ich diesen Franzosen noch einmal hier um's Haus lungern sehe, so giebt's ein Unglück, Gertrud, das sage ich Dir,“ fuhr Georg fort, den Kopf auf den Arm stützend.

Gertrude schwieg. Sie machte sich in der Küche zu thun, verschwand in der Nebenkammer, kam zurück, band ihre Schürze wieder ab, die sie sorgfältig zusammenlegte und glättete und dann wieder in das Spind schloß — Alles mit anscheinend völliger Ruhe; und dann trat sie plötzlich an den Tisch vor den jungen und mit flammender Röthe, als ob der Zorn in ihr bis jetzt Zeit gebraucht, um aufzukochen, sagte sie:

„Georg, es ist schlecht von Dir, daß Du so redest, Du weißt's recht gut, daß ich mit dem Franzosen nichts zu schaffen habe, und Du thust's nur, um mich zu ärgern und Streit mit mir anzufangen, und das laß ich mir nicht mehr gefallen, und Du kannst Dir eine Andere suchen, die sich's gefallen läßt, aber ich thu's nicht, ich will's nicht mehr hören, wie Du Dich wie ein böser, tückischer Mensch an mir versündigst, und wenn Du

noch ein einziges Mal von dem Franzosen anfängst, so ist's aus mit uns, rein aus, das sag ich Dir" . . .

Georg blickt auf; er schien auf diesen zornigen Erguß etwas antworten zu wollen, was er dann doch verschluckte und sah störrisch vor sich nieder.

Gertrude ging wieder wie vorher bald hierhin bald dorthin in der weiten Küche; endlich sagte sie:

„Der Franzose ist nicht so unehrlich wie Du glaubst. Er hat mir etwas gesagt, das kam aus einem guten Herzen. Etwas über Dich!"

„Ueber mich, das aus einem guten Herzen kam?" antwortete Georg, Achsel zuckend und zornig auflachend.

„Ja . . . eine Warnung für Dich. Georg, was hast Du für die Nacht vor?"

„Für die Nacht? Nun, was anders als zu schlafen!"

„Bist Du ehrlich? Sagst Du die Wahrheit?"

Georg zuckte abermals die Achsel.

„Es mag sein," fuhr Gertrude fort, „aber er sagt, ich solle Dich warnen, Du solltest die Nacht im Bette bleiben und das solle ich Dir noch heute sagen. Also ist wohl etwas im Werke was dem Franzosen verrathen ist, und das für diese Nacht noch!"

„Ich weis nichts davon," versetzte Georg; „ich habe mich nie darum bekümmert und werde es auch heute nicht!"

„Desto besser!" sagte Gertrude.

Gertrude war in den Garten gegangen, um endlich den Salat zu pflücken. Georg behauptete seinen Platz und seine Stellung, wie ein „stiller Wütherich" — das sind sie ja fast alle; diese anscheinend so ruhigen westphälischen Menschen mit ihren harmlosen blauen Augen!

Nach einer guten Weile vernahm er Hufschläge draußen. Als er aufstand und durch das Fenster über ihm blickte, sah er zwei Reiter, einen Herrn und eine Dame, neben dem Zaune halten, welcher den Garten umhegte, in dem Gertrud beschäftigt war. Gertrude trat eben an die innere Seite des Zaunes und sprach mit den Fremden.

Georg ging jetzt durch die Seitenthür hinaus und trat ebenfalls in den Garten. Er näherte sich, und während die Fremden von ihren Pferden herunter mit dem jungen Mädchen in sehr gebrochenem und französisch accentirtem Deutsch redeten, betrachtete er dieselben sehr aufmerksam.

„Also Sie sind nicht im Stande uns überzusetzen, liebes Kind," sagte die Dame zu Pferde, die ein langes

Reitkleid von grauem Stoff und einen coquetten kleinen Castorhut trug; „nun," setzte sie hinzu, „es thut nichts, es war ein bloßer Einfall von mir; wir haben uns doch weit genug vom Hause entfernt und werden den Weg am Ende nicht wiederfinden. Die Wege sind so schwer zu finden in Eurem Lande, wo man zwischen den Wallhecken nicht rechts, nicht links sehen kann.

„Ich glaube es schon," versetzte Gertrud, — „Sie sollten einen Mann mit sich nehmen, der die Gegend kennt."

„Mein Oheim liebt nicht, einen Reitknecht hinter sich zu haben," versetzte die Dame, „und wir müssen uns finden lernen in das Land, wo wir nun einmal wohnen. Adieu, mein liebes Kind — vous êtes charmante. A revoir!"

Sie wandten Beide ihre Pferde und ritten den Weg zurück, den sie gekommen.

„Was wollten sie?" fragte Georg, indem er zu Gertrude trat, die ihnen nachschaute.

„Sie fragten, ob sie hier über den Fluß gesetzt werden könnten, ich sagte ihnen, daß wir nur Fußgänger übersetzten, keine Wagen und Pferde. Kennst Du sie?"

„Gewiß," entgegnete Georg. „Du nicht?"

„Nein."

„Aber Du hast von dem Baron Landeron gehört?"

„Der neuen Herrschaft auf Schleburg ... davon hab ich gehört. Die war's?"

„Der Baron und seine ... Nichte!"

„Warum sprichst Du das so spöttisch aus?"

„Weil Niemand aus den Leuten klug wird," antwortete Georg, der über dem kleinen Ereigniß ganz vergessen zu haben schien, daß er Getruden grollte, vielleicht auch die Gelegenheit zu unmerklicher Versöhnung gerne ergriff. „Du weißt, der frühere Herr von Schleburg ist vor Jahren amüsirenshalber nach Paris gegangen. Er hat nichts von sich hören lassen, als wenn er dem Rentmeister um Geld geschrieben; der hat ihm endlich geantwortet: ich habe geschickt, so lange ich hatte, jetzt aber ist es zu Ende, und für das Jahr müssen Sie mich in Ruhe lassen, den alle Erträgnisse und Einkünfte sind schon auf ein Jahr und mehr im Voraus erhoben. Da hat der junge Herr nichts darauf gesagt und hat gar nicht mehr geschrieben und gar nichts mehr von sich hören lassen. Endlich, eines schönen Morgens, da kommt eine Postchaise auf den Hof gerollt, ein Herr und eine Dame darin, der Herr verlangt den Rentmeister zu sprechen und als dieser erscheint, überreicht ihm der Fremde einen Brief. In dem Brief aber, geschrieben von der eigenen Hand des Herrn von Schleburg, da steht drin: Betrachten Sie von diesem Augenblicke an den Ueber-

bringer dieses, den Baron Landeron, als Eigenthümer von Schleburg und Allem, was dazu gehört. Punktum."

„Seltsam! Und das war Alles?" fragte Gertrud.

„Alles, was der Brief enthielt. Außerdem aber hatte der Baron noch eine Schrift in der Tasche, die hatte ein Notar in Paris aufgesetzt, und da stand drin, daß der Herr v. Schleburg für eine Summe Geldes, die ihm der Baron vorgeschossen, diesem das Eigenthum seines Gutes übertragen habe. Das Friedensgericht hat's untersucht und hat erklärt, es sei richtig!""

Gertrude schüttelte den Kopf.

„Der arme junge Mensch!" sagte sie. „Er hatte ja nichts weiter, als das schöne Haus, das sein Geburtshaus war, mit den vielen, vielen Aeckern, Wiesen und Wäldern dabei."

„Er wird eben ein Gimpel gewesen sein," sagte Georg, mit der ganzen Kaltblütigkeit des Landvolkes gegen Alles, was in den Kreisen der Adelsfamilien und Gutsherrschaften vorgeht. „Ein Gimpel, der das Seinige in Saus und Braus verthan, vergeudet, verspielt hat. Vielleicht hat dieser französische Baron die ganze Boutique im Kartenspiel, gewonnen, mitsammt der Nichte, die mit ihm spazieren reitet!"

„Du bist böse, Georg, der etwas Uebles nachzusagen," versetzte Gertrude, „es ist eine so freundliche

Dame, die ist recht von Herzen gut, sie soll ja auch so viel Gutes an den Armen und Hilfsbedürftigen thun."

„Pah!" sagte Georg ... „ich nähme nichts von ihr, wenn sie mir etwas schenken wollte!"

„Nun," lachte Gertrude plötzlich auf, „ich würde es Dir auch nicht rathen, daß Du Dir von ihr etwas schenken ließest!"

Georg mußte einen solchen Gedanken nicht so komisch finden; er sah noch immer sehr ernst darein und jetzt wie fragend in ihr Gesicht.

Gertrude lachte eigentlich nur aus Vergnügen, daß sie beide über dem Gespräch ihren Zorn ganz vergessen hatten und doch noch so ernste Mienen machten, indem sie sprachen. Es kam ihr komisch vor.

„Was lachst Du, Gertrud?" fragte er.

„Da Du Dir von ihr etwas schenken lassen willst, und mich eben beinahe erdrosselt hättest, weil ich dem Franzosen die Hand gegeben!"

„Dich habe ich nicht erdrosseln wollen, Gertrud," entgegnete Georg, die Stirn runzelnd: „aber den Franzosen — dazu hätt' ich Lust; und ich thu's auch noch — er mag sich wahrhaftig in Acht nehmen vor mir!"

„Meiner Seel', ich glaub' gar, Du fängst wieder von vorn an."

„Hat das Franzosenvolk hier etwas zu schaffen?" fuhr Georg zornig fort. „Was thut das Gesindel hier? Es chicanirt uns, es plündert uns aus, es schindet die Leute nach Herzenslust; und was ein paar gesunde Arme hat, das muß mit in den Krieg, nach Spanien, nach Rußland, Gott weiß wohin, um sich todtschießen zu lassen. Das andere Jahr muß ich auch mit. Der Alte hat's gesagt: für meinen Bruder, den Rudolf, hätt' er das Geld geschafft zu einem Remplacanten, aber wenn's an mich käm', dann ging's nicht mehr, er wüßt's nicht mehr aufzutreiben, weil's jetzt gar so theuer wär' und Keiner mehr Lust hätt' es für einen Andern zu riskiren; denn es kommt Keiner mehr zurück, den sie einmal gegefaßt und mitgeschleppt haben! — Es ist eigentlich, wenn man's recht bedenkt, eine Sache, daß man ganz und gar des Teufels darüber werden und in die Lage kommen könnte und mit den Sensen und Heugabeln Alles todtzuschlagen, was von den Hunden im Lande ist! Die Spaniolen, hab ich mir sagen lassen, die wären eben dabei und thäten's ... aber hier — ist die Courage nicht, zu so Etwas!"

„Gott sei Dank," sagte Gertrud, erschrocken über diese wilden Reden — „sprich doch nicht immer wie ein wüthender Mensch vom Erdrosseln und Todtschlagen ... und was dem Remplacant angeht, Georg," setzte sie,

ihre Stimme zum Flüstern dämpfend, hinzu, „so hab' ich schon meinen Plan."

„Du? Nun?"

„Ich rede," versetzte sie erröthend und zu Boden blickend — „ich rede mit dem Vater . . . Der hat's. Und ich denk' auch, er giebt's schon her!"

Georg schüttelte traurig den Kopf.

„Vielleicht gäb' er's schon," sagte er, „aber dann müßte erst der meine andern Sinnes geworden sein . . . Du weißt, er will nichts davon wissen, daß ich um Dich freie, er denkt immer noch an den alten Streit, denn er mit Deinem Alten gehabt hat, und . . . wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat . . . Du weißt, wie er ist!"

Gertrude zeichnete nachdenklich mit der Spitze ihres Schuhes eine Figur in den Sand . . . dann sagte sie:

„Aber einmal muß er doch nachgeben, wenn er sieht, daß wir's nun 'mal nicht anders thun!"

„Ja, einmal," antwortete Georg mit einem Seufzer; „aber es wird noch viel Wasser durch den Mühlenbach laufen bis dahin!"

Sie seufzte tief auf und legte ihre Hand auf Georgs Schulter. Dann, wie die trüben Gedanken fortscheuchend, strich sie sich die blonden Haare aus der Stirne und sagte:

„Komm mit in's Haus. Die Leute kommen gleich zurück, und ich muß den Kaffee für sie kochen.“ — — —

Als Georg den Schulzenhof verließ, war es Abend geworden. Er hatte eine halbe Stunde weit zu gehen bis zu seinem elterlichen Hause. Das war ein stattliches Mühlengehöft, das zwischen Aeckern und Kämpen und Wallhecken ziemlich versteckt dalag. An dem vorüberführenden Fahrwege lag das lange, stattlich aussehende Wohnhaus; eine Reihe Linden stand davor, oben zu einer Hecke geflochten und geschoren, die statt der Jalousien die Mittagssonne von den Fenstern abzuhalten bestimmt war. Unter der Thüre hing ein Wirthshausschild, das zur Einkehr einlud. Hundert Schritte weiter abwärts lag das Mühlengebäude, an einem schmalen Bachgewässer, das von hier aus in vielen Verschlingungen sich dem Flusse zuwandte.

Als Georg in die Küche trat, fand er den Müller, seinen Vater, und seinen älteren Bruder im Gespräch mit einem Gaste. Er kannte ihn, es war ein Kaufmann aus einer mehrere Stunden entlegenen Stadt, ein kräftiger Mann in mittleren Jahren. Er sprach lebhaft und wie mit unterdrückter Heftigkeit zu den beiden Anderen; als Georg eintrat und er diesen wahrnahm, verstummte er plötzlich.

„Es bleibt dabei," sagte jedoch, ohne sich daran zu kehren, der Müller. „Ich will nichts damit zu schaffen haben. Und Gott steh' dem von meinem Volke bei, der sich hineinmischt. Nachtquartier könnt Ihr gern bekommen, Herr Henrici, Eure alte Stube; aber um neun Uhr schließ ich die Hausthüren und es kommt Keiner mehr hinaus, dafür steh' ich!"

„Ich hätte nicht gedacht, Müller," antwortete der Kaufmann, „daß Ihr mit den Franzosen halten und einen ehrlichen Landsmann ohne Hülfe lassen würdet!"

„Ich halte es nicht mit den Franzosen — meinethalben kann sie noch in dieser Nacht alle mit einander der Teufel holen," entgegnete der Müller. „Aber ich will nicht um anderer Leute Sachen willen unglücklich werden, und will nicht, daß es Einer von den Meinigen wird. Ihr habt es gehört, Jungen. Richtet Euch darnach. Du auch, Georg!"

„Ich weiß ja noch gar nicht, wovon die Rede ist," versetzte Georg ohne besondere Neugier. Er konnte denken, wovon die Rede war.

„Herr Henrici läßt diese Nacht einen Waarentransport hier vorübergehen . . . drei Wagen mit Contrebande. Er meint, er könne noch einen oder den andern Mann mehr zur Bedeckung brauchen und wir sollten ihm beistehen, wenn die Douaniers ihn angriffen" . . .

„Sie werden ihn angreifen," versetzte Georg trocken.

„Woher wißt Ihr das?" fragte der Kaufmann.

Georg antwortete nicht. Erst nach einer Weile versetzte er:

„Ich mein's so. Ich bin dem Inspector begegnet, der just so aussah, als ob er eine Beute in der Witterung habe."

Der Kaufmann zuckte die Achseln. „Eine Beute," sagte er, „hat Der immer in Witterung; es kommt nur darauf an, ob er sie bekommt. Und bekommen wird er sie nicht, dafür steh' ich Euch. Wir sind Mann's genug."

„Wenn Ihr Mann's genug seid, dann habt Ihr ja uns nicht nöthig," sagte der Müller.

„Nun, es ist um der größeren Sicherheit wegen," versetzte Henrici. „Wenn Ihr's nicht wollt, könnt Ihr's ja bleiben lassen."

„Ihr solltet die ganze Sache bleiben lassen," fiel Georg ein; „ich sage Euch ja, die heutige Nacht ist nicht die Zeit dazu . . . glaubt mir's?"

„Dazu ist's zu spät; die Wagen werden sich um diese Stunde allmälig in Bewegung setzen; wenn ich ihnen jetzt entgegenliefe, so würde ich ihnen auf der Felltrups-Haide begegnen und da kann ich sie nicht stehen lassen; sie zurück schicken ist eben so gefährlich als vorwärts zu gehen, und außerdem ist einmal Alles eingerichtet, um diese Nacht damit voran zu kommen; die Leute und die Pferde sind dazu gedungen und bezahlt."

„Es ist Eure Sache," sagte der Müller und wandte sich ab, um auf die Tenne zu gehen, wo das Gesinde, das von der Weide gekommene Vieh eben einstallte — er wollte ihnen dort wahrscheinlich seine gemessenen Befehle kund thun.

Der Kaufmann aber ging unruhig ab und zu, und verlies das Haus endlich, um in der Gegend der Mühle umherzuschlendern; es wurde eben ein Reparaturbau daran vorgenommen und zwischen dem Hause und der Mühle war eine Nothbrücke über den Bach gelegt, um Baumaterial herüberzuführen. Als Georg aus dem Fenster sah, welches auf die Mühle hinausging, nahm er war, wie der Kaufmann auf dieser Nothbrücke hin und her ging, gleich als ob er die Festigkeit derselben untersuchen wolle — er mochte daran denken, daß es nöthig werden könne, von dem Wege abzulenken und die Wagen just an dieser Stelle über den Bach zu führen. Nach einer Weile kam der Mühlknecht aus der Mühle; der Kaufmann sprach mit ihm, dann gingen sie Beide den Fahrweg hinab eifrig mit einander redend. Der Mühlknecht war ein verwegener streitsüchtiger Mensch. Gewiß hatte der Kaufmann an ihm gefunden, was er suchte!

Drittes Capitel.

Unterdeß war die Herrschaft, welche wir vorhin im Gespräch mit Gertrude sahen, nach ihrem „Schlosse“ heimgeritten, wie sie es mit französischer Emphase nannte. Haus Schleburg war ein geräumiges altes Castell, umgeben von breiten Wassergräben und nur zugänglich von einer Seite, wo eine Zugbrücke über den Graben an ein Thorgebäude mit einer gewölbten Durchfahrt führte.

Durch diese Durchfahrt gelangte man auf einen viereckigen Hof, dessen Hintergrund von dem Hauptwohnhause gebildet war, während rechts Remisen und Stallungen sich befanden, links lag die Wohnung des Rentmeisters, zwischen ihr und dem Herrenhause schloß eine Mauer den Hof, und durch diese führte eine kleine Thür auf eine schmale Laufbrücke, welche die Verbindung mit dem weiten und ziemlich wüst aussehenden

Garten herstellte. Als der Baron Landeron mit seiner Nichte auf dem Hofe angekommen, war und der Letzteren aus dem Sattel geholfen hatte, sagte er:

„Der Abend ist so schön, ich hätte Lust, noch ein Promenade durch den Garten zu machen ... ist es Dir recht, oder hindert Dich Dein Reitkleid im Gehen?“

„Nicht im Geringsten, versetzte das junge Mädchen, indem sie das graue Reitkleid aufnahm und die langen Falten desselben über ihren linken Arm schlug. Die Rechte legte sie in den Arm des Barons, und während die Knechte die erhitzten Pferde abführten, wandelten Beide dem Thürchen in der Ecke des Hofes zu und über die lange, unter ihren Schritten elastisch sich bewegende Brücke. Ein breiter Pfad, der rechts und links von Taxushecken begrenzt war, und in der Mitte eine Reihe von Sandsteinfiguren zum Schmucke hatte, führte der Länge nach dem Garten hinunter; der Baron und seine Nichte wandelten diesen Pfad hinab.

„Welche seltsame Idee,“ sagte das junge Mädchen, „diese alten Steinfiguren in die Mitte des Weges zu stellen, wo sie den freien Blick hemmen; ich würde sie in Deiner Stelle rechts und links aufstellen, Onkel, und sie bei dieser Gelegenheit einmal von all dem Moos und Schmutz reinigen lassen, der sie bedeckt!“

Der Onkel antwortete nicht. Er ging schweigend neben ihr, offenbar von Gedanken eingenommen, die ihn auf das Geplauder seiner Nichte nicht hören ließen.

„Ich muß Dir überhaupt gestehen, daß mir dieser altfränkische Garten durchaus nicht gefällt," fuhr diese fort. „Statt dieser Taxushecken, statt dieser in Pyramiden geschnittenen kleinen Obstbäume, statt dieser dunklen, feuchten Lauben, die der Gärtner so pittoresk „Maikasten" nennt, würde ich eine hübsche, moderne Anlage machen lassen . . . wäre es zu theuer, einen Gärtner dazu aus Paris kommen zu lassen?"

„Wenn er Dir nicht gefällt, der Garten, Cornelie, so laß ihn anders machen," versetzte der Baron jetzt beinahe brüsk.

„Was? ich?" sagte das junge Mädchen. „Du bist sehr gütig, mir das so ganz zu überlassen, aber ich möchte das Gesicht meines gestrengen Onkels sehen, wenn er eines Morgens einen Haufen Arbeiter hier erblickte, die auf meinen Befehl alles Oberste zu unterst kehrten."

„Ich würde dem sehr ruhig und gleichmüthig zuschauen, mein Kind, ich würde sagen: Die Gebieterin hat es so befohlen!"

„Wie galant!"

„Es ist mein Ernst, Cornelie, mein voller Ernst, was ich sage. Du bist die Gebieterin hier, Du kannst

befehlen, das alte Schloß dort drüben, wenn es Dir Vergnügen macht, in den Graben zu werfen und" ...

„Halte ein, Onkel", fiel Cornelie ihm ins Wort, „Deine Galanterie wird zu groß, und wenn Du so fortfährst, beginne ich mich wahrhaftig zu fürchten."

„Vor was?"

„Davor, daß Du mir eine Liebeserklärung machest und plötzlich aus meinem strengen Mentor mein Mann werden wollest!"

Cornelie begleitete diese Worte mit einem gezwungenen Lächeln, während doch alle Farbe aus ihren Zügen wich und sie damit bewies, wie sehr diese Idee sie erschreckte.

„Du scherzest, Cornelie — ich glaube wenigstens nicht, daß ich bis jetzt Dir eine Sorge dieser Art erweckt habe," versetzte der Baron sehr bewegt, mit einem Ton der Stimme, der fast traurig klang. „Uebrigens will ich," setzte er, sich zu einem leichteren Tone zwingend, hinzu, „mit dieser Dich beunruhigenden Galanterie aufhören; Du magst Dir das, was ich gesagt habe, unterdeß ein klein wenig in Gedanken ausspinnen und Dir Luftschlösser aufbauen — träume Dich einmal recht lebhaft in den Gedanken hinein: ich wäre gar nicht da und Du wärest die alleinige Herrin dieses Hauses. Aber freilich, Du wirst zu solchen Träumereien nicht

die ruhige Muße behalten, wenn ich Dir eine Nachricht mittheile, die all Deine Gedanken an sich reißen wird“ . . .

„Und welche Nachricht könnte das sein?“ fragte Cornelie lebhaft.

„Ich will es Dir sagen, nachdem Du mir vorher ein Versprechen gegeben hast.“

„Laß' hören!“

„Das Versprechen, ruhig zu bleiben und mich in dem, was ich zu thun vorhabe, nicht zu drängen, mich meinen Weg gehen zu lassen!“

„Du wirst immer hieroglyphischer, mein Onkel — aber es sei; also, ich werde Dich Deinen Weg gehen lassen . . . mein Gott, habe ich das nicht immer gethan?“

„So höre denn . . . ich habe Deinen Bruder ausfindig gemacht!“

„Meinen Bruder?!“

„So ist es.“

„O, mein Gott, wo ist er, was hast Du von ihm erfahren?!“

„Ich habe von ihm erfahren, daß er sehr wohl auf ist: daß er im Corps der kaiserlichen Douaniers dient; daß er es kürzlich bis zum Inspector gebracht hat“ . . .

Cornelie war stehen geblieben und drückte ihre Hand auf ihr hochaufschlagendes Herz.

„Wie mich das freut,“ sagte sie; „aber wo ist er?“

„In dem ungeheuren Kaiserreich, in welchem er Dir seit zehn Jahren verloren gegangen war, ist er Dir näher, als Du ahnst“ . . .

„Hier in Deutschland?“

„Hier in Deutschland, und sogar in diesem Theile Deutschlands, in welchem wir uns befinden.“

„Großer Gott, so werde ich ihn sehen, bald sehen?“

„Ja, Cornelie — aber denkst Du an das Versprechen, welches Du mir eben gabst?“

„Ich denke daran!“

„Gut — dann darf ich Dir auch sagen, Dein Bruder François Aubertin ist Douanen-Inspector im nächsten Arrondissementsort.“

„Wär's möglich?! Und seit wann erfuhrst Du das? Dann kann ich ihn morgen wiedersehen, o noch heute — noch heute — es ist noch nicht spät“ . . .

„Du würdest ihn heute nicht finden — Du mußt Dich gedulden, bis ich den Augenblick gekommen finde, wo ich Euch zusammenführe — vielleicht morgen — spätestens übermorgen.“

„Du bist grausam, Onkel,“ rief Cornelie bewegt aus — „ich habe ihn seit Jahren nicht gesehen — — meinen Bruder, meinen armen François!

„Fordere ich mehr als für wenige Stunden Geduld?“

„Nun ich will sie haben, . . . aber morgen, nicht wahr, Onkel, morgen führst Du mich zu ihm?“

„Nun wohl, morgen, wenn es möglich ist!“

Cornelie verlangte noch viel zu wissen von ihrem Onkel, wann er den Bruder entdeckt, weshalb er ihr erst jetzt diese Mittheilung mache, weshalb nicht gleich, wie lange schon ihr Bruder in dieser Gegend sei — aber der Baron war eigentlich schweigsam über dies Alles, und gab auffallend ausweichende Antworten. Er führte Cornelie in's Haus zurück und diese ging in höchster Aufregung in ihr Wohnzimmer — der Gedanke an das Wiedersehen, das ihr bevorstand, ließ ihr nicht Zeit, darüber nachzugrübeln, was der Baron ihr sonst noch gesagt, und weßhalb ihm, wie es offenbar den Schein hatte, dies Wiederfinden so wenig Freude machte!“

Es war Abend geworden. Der Himmel, der den ganzen Tag über so sonnig und heiter gewesen, hatte sich gegen Abend mit Wolken bezogen. Doch hob sich, um neun Uhr etwa, der Mond groß und voll über den Hügeln, welche im Osten den Horizont schlossen; er verbreitete sein mildes, blaugelbes Licht über die ganze wellenförmige, mit Wäldern, Aeckern, Waldhecken bedeckte und „coupirte“ Landschaft, deren Mittelpunkt der alte Edelhof bildete.

Kurze Zeit, nachdem der Mond sich erhoben, schritten zwei Männer, die beide Doppelflinten auf dem

Rücken trugen, über die lange Brücke, welche aus dem Thorhause von Schleburg an die andere Seite des breiten Schloßgrabens führte. Sie schlugen den Weg nach dem Walde ein, der zum Gute gehörte, und der sich etwa eine Stunde weit über die von Osten nach Süden streifenden Höhen hinzog. Der Schulzenhof, den wir kennen, lag südlich von diesem Walde, die Mühle westlich, dem Gute näher.

Die beiden Männer — es waren der Baron Landeron und der Förster von Schleburg — erreichten nach etwa zehn Minuten den Wald und dann vertieften sie sich in die Dunkelheit, welche die Wipfel der alten Buchen und Eichen, deren dichter Bestand das Unterholz niederhielten, hier verbreiteten. Doch wandelte der Förster sicheren Schrittes auf dem schmalen Fußpfad vorauf, den andere Augen als die seinen kaum hätten erkennen und in seinen Schlingungen verfolgen können, Landeron folgte ihm, einsilbig und, wie es schien, mit mehr Gedanken an fern liegende Dinge als an den Rehbock beschäftigt, dem diese nächtliche Expedition galt.

Man kam endlich an eine Lichtung, auf der es hinreichend hell war, um den Bewegungen eines Wildes folgen zu können und einen sicheren Schluß zu haben. Oben am Himmel kämpfte der Mond mit den Wolken, seine „wolkenzerstreuende Kraft“ schien siegreich das Gewölbe, das ein leichter Nachtwind vor ihm hertrieb, zu bekriegen.

„Hier über diese Lichtung hat der Bock seinen Wechsel," sagte der Förster; „da unten, am Ende der Blöße, zieht sich der Fahrweg entlang, aus dem steigt er auf und schlägt sich dann linkshin ins Gebüsch."

„Wo ist der Fahrweg?" fragte der Baron.

Der Förster führte ihn an's Ende der Lichtung. Wo sie aufhörte, fiel das Terrain einige Fuß tief ab und unten zog sich an der ganzen Blöße entlang ein breiter und, wie es schien, ziemlich befahrener Weg hin. Drüben, jenseits des Weges, begann wieder dichter Wald. Aus diesem Dickicht war das Wild zu erwarten. Es überschritt dann den Fahrweg, kam auf die Lichtung herauf, wandelte quer über diese Fläche und verschwand dann seitwärts im Dunkel des Waldes wieder.

Der Baron nahm deßhalb seinen Stand an einer alten, allein auf der Blöße stehenden Buche, deren Stamm ihn, nach der Seite hin, woher daß Wild kommen mußte, verdeckte. Der Förster aber kehrte in den Wald zurück, um weiter seinen Anstand zu nehmen für den Fall, daß sein Herr das Thier fehle.

Der Baron stand lange an seiner Buche. Das Mondlicht begann heller und heller in den Wald, auf das Haidekraut und den knrzen Gestrüppaufschlag, der die Lichtung bedeckte, zu scheinen. Es herrschte Todtenstille ringsumher. Nur in der Ferne wurde von Zeit zu Zeit

der lang gezogene tiefe geheulartige Schrei einer Eule laut. In dem Wipfel der Buche flüsterte und klagte der Nachtwind und ließ die Schatten der Aeste zu den Füßen Landerons hin- und herschwanken.

Endlich ertönte in der Ferne, in der Richtung, aus welcher der Fahrweg kam, ein Geräusch; es war wie das Krächzen und Seufzen von Wagenrädern, die sich im Sande bewegen. Der Baron wandte sich unwillkürlich; und indem er seine Augen die Waldstelle überfliegen ließ, wo der Fahrweg aus dem Dunkel hervorkam, um dann die Lichtung so zu sagen zu säumen, glaubte er eine Bewegung in den Büschen dort, etwa zehn Schritte rechts vom Wege, wahrzunehmen — als ob ein Wild da die Zweige durchbreche. Aber es kam kein Wild, es trat wenigstens keines in den Kreis der Hellung hervor. Auch das Geräusch wie eines fahrenden Wagens war verstummt. Dann tönte es auf wie ein leiser unterdrückter Ruf, aus derselben Gegend. Der Baron horchte auf; die Eule in der Ferne schrie auf's Neue; dann versank Alles wieder in das vorige Schweigen.

Noch drei, noch vier Minuten lautlosen Harrens; endlich mußte der Baron das erwartete Wild erblicken; er hatte die Flinte angeschlagen — er zielte jetzt, er drückte ab — der Schuß hallte weithin durch die stille Waldesnacht.

Gleich darauf, fast im selben Augenblicke ertönte — es mußte ganz nahe sein, ein zweiter Schuß.

Landeron machte ein paar Schritte vorwärts. Dann stand er plötzlich wie festgebannt still; vor ihm entstand mit einem Male ein Lärm, der losbrach, als ob der Schuß, oder die Schüsse die gefallen waren, das Signal zum Losbrechen eines Kampfes gewesen, der nun auf einmal den eben noch so stillen Wald mit einem räthselhaften Streit und Getöse erfüllte. Da wo der Fahrweg aus dem Wald hervorkam, zeigte sich eine heftig bewegte, aus dem Dunkel sich in die Helle vordringende Gruppe von rufenden, tobenden, Waffen und Knittel schwingenden Männern. Landeron eilte nun dahin — kaum hatte er aber vier oder fünf Schritte gemacht, als er zwei Männer — sie waren plötzlich wie aus dem Boden vor ihm aufgetaucht — auf sich zustürzen sah.

„Haben Sie geschossen?" schrie ihn der Erste an.

„Sie haben geschossen, Elender!" rief der Andere aus, und zugleich warfen sie sich auf ihn und entrissen ihm die Flinte.

„Ich begreife nicht ... was wollen Sie von mir!" rief der Baron zornig ... „was hab ich mit Ihnen zu schaffen?"

Aber ohne auf seine Protestation zu achten, ergriffen sie seine Arme, wanden sie brutal über seinen Rücken zusammen und fesselten sie da.

Das Alles war unglaublich rasch geschehen. Die beiden Männer — der Baron erkannte sie an ihrer Uniform als Douaniers — zogen ihren Gefangenen, ohne auf seine Zornesausbrüche zu hören, dem Schauplatze des Lärms zu.

Als sie diesem nahe gekommen waren, sah Landeron einen Mann, ebenfalls in der Douaniersuniform, in einen Mantel gehüllt auf dem Haidekraut am Boden liegen — er wand sich in heftigen Schmerzen und war offenbar schwer verwundet.

In diesem Augenblicke aber trennte sich die Gruppe der kämpfenden Menschen da unten im Fahrwege: es war ein wirres Durcheinander gewesen, ein Schwingen von blanken Waffen und Büchsenkolben und ein Ringen, ein hin und her, welches das unzulängliche Mondlicht noch haarsträubender und entsetzlicher machte — dazwischen erschollen deutsche und französische Flüche, Ausrufe, Verwünschungen. Es waren offenbar Schmuggler, die von Douaniers überfallen verzweifelten Widerstand leisteten; in dem Augenblicke aber, wo die letztern einen Succurs an den beiden Männern erhielten, die den Baron gefangen hatten, ergriffen die Schmuggler die Flucht — sie warfen sich nach der andern Seite hin, nach jenseits des Fahrwegs in den Wald hinein; ihre Gegner blieben ihnen auf der Ferse und feuerten ein paar

Schüsse ab; der ganze wüste Haufe verschwand im Dunkel in wenigen Augenblicken.

Die zwei Douaniers, die Häscher Landerons, blieben zurück.

Während der Eine Landeron bewachte, wandte sich der Andere zu dem am Boden liegenden Verwundeten.

„Wie geht es — wo ist Ihre Wunde, Inspector?" fragte er, indem er sich niederbeugte,

„Hier an der Schulter," gab dieser stöhnend zur Antwort — „ich habe entsetzliche Schmerzen. Wo ist Lafond? Er hat einige Wundpflaster bei sich, glaube ich."

„Er ist mit den Anderen fort, die Schmuggler zu verfolgen", versetzte der Douanier; zugleich richtete er sich auf und rief mit Leibeskräften in den Wald hinein: „Lafond, Lafond!"

In diesem Augenblicke kam der Förster des Barons über die Lichtung dahergestürzt. Er hatte den Lärm, das Schießen vernommen, und war nun, als er dicht herankam, zu Tode verwundert, seinen Herrn gefesselt zu sehen.

„Aber um Gotteswillen," rief er aus, „was ist denn vorgefallen — was ist — was bedeutet das Alles?! Das ist ja der Baron Landeron!"

„Das habe ich ihnen längst gesagt," rief der Baron zornig, „aber es hilft eben nichts!"

„Es ist ein Elender, ein Mörder!“ sagte der Douanier, indem er auf den Verwundeten hindeutete.

Der Förster sah sprachlos bald den Verwundeten, bald den Baron an.

„Dieser Mann scheint von dem zweiten Schuß verwundet,“ rief der Baron aus, „von dem zweiten Schuß, der sogleich nach dem meinigen fiel!“

„Einem zweiten Schuß — ich weiß von keinem zweiten Schuß,“ rief der Douanier dagegen — „ich beobachtete Sie ganz genau, ich sah Sie schießen — und auf Ihren Schuß fiel der Inspector.“

„Dummes Zeug,“ versetzte Landeron — „ich schoß auf den Rehbock — in einer ganz andern Richtung!“

Der Douanier wollte etwas erwiedern, als der Andere ihm zuschrie:

„Zank Dich doch mit dem Menschen nicht — nimm dem andern Burschen die Flinte fort, und dann versuch Du einmal, ob Du Lafond rufen kannst.“

„Lafond . . . Lafond!“ brüllte jetzt der zweite Douanier in den Wald hinein.

„Hier! ich komme!“ antwortete es von drüben; und bald nachher wurden dort einige der anderen Douaniers sichtbar, die zurückkamen und unter Flüchen und Verwünschungen meldeten, daß die Schmuggler ihnen entgangen seien. Mehrere von ihnen hatten Verwundungen

und Beulen davongetragen. Einem strömte das Blut über das Gesicht.

Die andern, welche noch nicht zurück waren, hatten, nachdem sie die Verfolgung der Schmuggler aufgegeben sich aufgemacht, die mit der Contrebande beladenen Wagen zu suchen und zu erreichen . . . mit wenig Hoffnung auf Erfolg, denn solche Wagen pflegten gut bespannt zu sein und fanden ein bergendes verschwiegenes Obdach bei den Bewohnern der Gegend, im ersten besten der überall zerstreut liegenden Häuser.

„Den Hauptschuft, den, der geschossen hat, haben wir wenigstens", sagte der eine Douanier . . . „und nun, Lafond, pack Deine Heftpflaster aus, daß wir nach der Wunde des Inspectors sehen und vorläufig das Blut stillen."

Lafond holte ein kleines Packet aus der Tasche seines Mantels hervor, die Andern zogen dem Verwundeten die Oberkleider ab; er stöhnte und ächzte dabei vor Schmerz — als man Brust und Schultern entblößt hatte, zeigte sich die linke Schulter zerrissen; das Blut quoll strömend daraus hervor; leider war kein Wasser zur Hand, man mußte sich mit einem hastigen mit Taschentüchern bewerkstelligten Verband begnügen. Eine Art Bahre war unterdeß von einigen der Männer aus Baum-

zweigen hergestellt worden. Der Verwundete wurde darauf gelegt.

„Aber wohin? Wohin tragt ihr mich?“ fragte der Inspector mit matt flüsternder Stimme.

„In die Mühle ... das ist das nächste Gehöft,“ sagte einer der Douaniers.

„Es war einer von den Burschen aus der Mühle bei den Schmugglern,“ fiel ein anderer ein.

„Nun, desto besser, dann können wir das Gesindel dort gleich im Auge behalten, bis wir die Autorisation zu einer Haussuchung haben.“

„Und die Gefangenen?“ fragte Lafond.

Der Inspector richtete das Haupt auf — er wollte einen Befehl geben, aber es schien, die Sprache versagte ihm; er machte nur noch eine Bewegung mit der Hand, die anzudeuten schien, daß man die Gefangenen mitnehmen solle — dann sank sein Kopf auf die Bahre zurück.

Man setzte sich in Bewegung. Vorauf wurde der Verwundete getragen. Landeron und der Förster mußten dem Zuge folgen. Man nahm den Fahrweg durch den Wald und zwar links hinunter, der Richtung, aus welcher die Schmuggler gekommen, entgegengesetzt. Eine Viertelstunde lang gieng es noch durch den Wald fort. Dann kam man zwischen Wallhecken, über eine Haide-

strecke, durch ein kleineres Gebüsch, endlich vor der Mühle an; der Weg mochte ihm Ganzen fast eine halbe Stunde betragen. Der Verwundete gab unterdeß wenig Lebenszeichen von sich; zuweilen ächzte er auf, oder stieß einen schweren Seufzer aus — als man die Bahre vor der Thüre des Mühlengehöfts niederließ, sah man, daß er wie völlig leblos dalag; der Mond beleuchtete ein völlig starres, leichenhaftes Antlitz.

Mau pochte heftig an die Thüre und rief und schlug mit den Büchsenkolben dagegen; im Innern bellten und lärmten Hunde aus Leibeskräften; nach einer Pause wrnden auch die Schritte von ein paar Männern laut; an einem Nebenfenster öffnete sich der Laden und ein Kopf schob sich heraus, um die Scene da draußen zu recognoseiren. Dann wurde die Hausthüre geöffnet und man brachte den Verwundeten herein. Der Müller, der nebst einem seiner Söhne aufgestanden war, wies eine Kammer mit einem Bett an, auf das der Inspector gelegt werden konnte; einige von den Douaniers blieben bei ihm, verlangten nach Licht, nach Wasser nach einem Boten in's nächste Städtchen um einen Arzt herbeizuschaffen, und beschäftigten sich mit der Wunde des Inspectors. Die Uebrigen blieben in der Küche zurück, schürten ein hochflammendes Feuer an, verlangten Branntwein, Wein, Schreibzeug und Papier und

begannen dann, mit französischer Lebhaftigkeit, sofort über den Hergang ein Protocoll niederzuschreiben, das unter unendlichen Lärm und Widersprüchen und Dreinreden der Anderen von Lafond, so gut er's verstand, aufgesetzt wurde.

Der Baron, dem man seine Bande genommen hatte, so wie sein Förster, blieben, hinter dem Feuer sitzend, Zeugen der Scene.

Als die Douaniers endlich mit ihrem Protocoll fertig waren, forderte der Baron ziemlich gebieterisch die Erlaubniß, auch schreiben zu dürfen. Man gestattete es ihm unter der Bedingung, daß man lesen werde was er geschrieben habe.

Der Baron nickte dazu und schrieb ein Billet an, Cornelie, worin er sie bat, sogleich zu ihm zu kommen in die Willbringsmühle wo er verhaftet zurückgehalten werde — weshalb, werde der Bote ihr mittheilen.

Die Douaniers fanden diese Zeilen ungefährlich und der Müller übernahm, dieselben durch einen Knecht besorgen zu lassen.

Viertes Capitel.

Das ehrliche Westphalenland, in welchem der Schauplatz dieser Erzählung liegt, war in jener Zeit vollständig napoleonisch-französisch organisirt. Es war in Departements, in Arrondissements, in Cantons zerschnitten, Präfecten, Unterpräfecten, Maires verwalteten es, Friedensgerichte und Tribunale erster Instanz sprachen Recht, eine Schaar von Douaniers und „Kellerratten“ hielten die drückenden Besteuerungsmaßregeln aufrecht und mißhandelten die Bevölkerung mit all den Vexationen die aus der strengen Durchführung der Continentalsperre herflossen. Für die Uebertretung der Steuergesetze, für Schmuggelei, namentlich wenn sie mit Gewaltthaten und bewaffneten Widersetzlichkeiten wider die Beamten verbunden war, bestanden drakonische Strafgesetze; und nicht das allein, die solcher Vergehen Angeschuldigten

wurden ihrem ordentlichen Richter entzogen. Um die schonungslose Durchführung der harten Gesetze zu sichern waren für den ganzen Umfang des Kaiserreichs zwei Specialgerichtshöfe eingesetzt, die Cours prévôtales des Douanes hießen, und deren einer zu Florenz, der andere zu Valenciennes seinen Sitz hatte. Unser Fall würde vor den Hof zu Valenciennes gehört haben.

Der Baron Landeron befand sich also in einer sehr mißlichen Lage, wenn die Beschuldigung der heftigen leidenschaftlichen und sanguinisch erregten, in ihren Urtheillen und Schlüssen so schnell fertigen Menschen mit denen er zu thun hatte, aufrecht erhalten wurde. Und doch schien er sehr ruhig und sehr zuversichtlich.

Nachdem er sein Billet geschrieben, schien er den Schlummer zu suchen; er etablirte sich in den alten ledernen Polsterstuhl des Müllers, der neben dem Herdfeuer stand, drückte den Kopf in die Ecke der Lehne und schloß die Augen.

Die Douaniers suchten sich mittlerweile andere Ruhestätten auf. Ein paar blieben zur Bewachung ihres Gefangenen am Feuer sitzen, die anderen legten sich, in ihre Mäntel gehüllt, auf Bänken nieder, oder holten Strohschober herbei, auf welche sie sich mitten in der Küche betteten.

Landeron fand nach einer Viertelstunde wirklich den Schlaf, den er suchte; aber unruhige Träume quälten ihn; er erwachte wieder und als er die Augen aufschlug, sah er daß ein grauer Morgendämmer durch die herzförmigen Ausschnitte der Fensterläden schimmerte. Dann begegnete er den auf ihn gerichteten weit offenen Augen seines Försters, der unfern von ihm auf einem Schemel saß und von Zeit zu Zeit, wenn er seine kurz Maserpfeife an die Lippen führte, paffte, während die Pfeife doch längst erloschen war. Er war offenbar in sehr beunruhigende Gedanken versunken.

„Staudtner," sagte nach einer Weile der Baron flüsternd zu ihm, „Ihr scheint Angst zu haben, daß diese Geschichte eine gefährliche Wendung nimmt!"

„Ich meine gnädiger Herr," versetzte Staudtner, bedächtig das Haupt wiegend und die erloschene Pfeife in die Rocktasche steckend — „ich meine, das hat sie bereits."

Der Baron schüttelte den Kopf.

„Laßt Euch nicht bange machen," sagte er; „es ist mehr lächerlich als gefährlich" . . .

„Es ist immer gefährlich, mit diesen Franzosen — nichts für ungut, Euer Gnaden — zu schaffen haben," antwortete der Förster. „Ich, was mich angeht, ich wollte lieber, ich hätte mir ein Bein gebrochen, während

ich über die Schloßbrücke zu Schleburg ging, als in diese Geschichte zu gerathen!"

„Seid kein altes Weib, Staudtner; laßt mich nur erst, statt mit diesen unvernünftigen Douaniers, mit Gerichtspersonen reden und Alles wird sich aufklären; es kann ja nicht mein Schuß gewesen sein, der den Inspector traf, er ist offenbar von dem zweiten, der gleich nachher fiel, getroffen."

„Ja, es fielen noch Schüsse," sagte Staudtner, „doch erst viel später, und die werden aus den Büchsen der Douaniers gekommen sein; es ist aber nicht anzunehmen, daß die Douaniers auf ihren Inspector geschossen haben!"

„Aber die Schmuggler" . . .

„Die," versetzte Staudtner, „die werden das Schießen bleiben lassen; mit Knitteln kann man nicht schießen, und Flinten oder Büchsen haben sie nicht!"

„Weshalb sollten sie nicht Feuerwaffen haben?"

„Weil Niemand im ganzen Departement etwas haben darf, was wie eine Waffe aussieht; weil Galgen und Rad darauf steht. Das wissen Euer Gnaden ja selbst. Nur weil Euer Gnaden einen besonderen Permis von dem Präfecten bekommen haben, dürfen Sie und ich jeder eine Flinte im Hause haben; für andere Leute steht Galgen und Rad darauf."

„Galgen und Rad wohl nicht," versetzte lächelnd der Baron, „aber Galeerenstrafe — das ist wahr. Doch weiß ich nicht, weßhalb nicht manch' kecker Bursche im Lande sein sollte, der trotzdem in seinem Bettstroh ein Gewehr versteckt hat."

„Galgen und Rad!" murmelte Staudtner, ungetröstet von dem Allen, und ohne darauf zu hören, in seinen Bart.

Nach einer Pause hub er wieder an:

„Wie war es denn mit Ihrem Schuß? Worauf schossen Sie denn?"

„Nun, auf den Bock!"

„Dann müßte er ja daliegen!"

„Nein; ich sah den Bock aus dem Wald jenseits des Fahrwegs kommen, dann etwa zehn Schritte den Fahrweg entlang gehen, dann mir gerade gegenüber auf die Lichtung emporsteigen — ich zielte nun und konnte gar nicht mehr fehlen; da, in dem Augenblicke, in welchem ich abdrückte, hört das Thier das Geräusch, das in den Büschen rechts von mir entsteht; es macht eine heftige Seitenbewegung und auf meinen Schuß, statt zusammen zu brechen, einen langen Satz, wie von einer Feder emporgeschnellt; dann sah' ich es nicht mehr, da meine Blicke von dem ausbrechenden Lärm abgezogen wurden. Ist es nicht an Dir vorüber gekommen?"

„Nein, versetzte Staudtner, „ich habe nichts von ihm wahrgenommen! — — — Es wäre besser gewesen," setzte er nach einer Weile hinzu, „Euer Gnaden hätten es zusammengeschossen!"

„Freilich, da hast Du recht," sagte Landeron.

„Aber," fuhr nach einer Pause der Baron Landeron fort, „wenn die Sache sich auch für mich übler gestaltet, Dich wird man doch jedenfalls gleich entlassen müssen. Ich habe dann einen Auftrag für Dich. Du gehst alsdann sogleich zum Herrn Präfecten. Du läßt Dich bei ihm melden mit einem dringenden Auftrage."

„Still!" rief hier einer der Douaniers, die die Gefangenen bewachten, dazwischen — er fuhr aus dem leichten Schlummer auf, in den er eingenickt war.... villeicht hatte das Geflüster ihn geweckt... „Still da! die Gefangenen haben nichts heimlich mit einander zu verhandeln!"

„Monsieur," versetzte der Baron ironisch lächelnd, „Sie sind sehr unhöflich zum Danke dafür, daß ich die Stimme senkte, um Ihren Schlaf nicht zu unterbrechen."

Der Douanier antwortete nicht und der Baron schwieg jetzt.

Nach einer Weile vernahm man draußen den eiligen Hufschlag eines Pferdes. Die Thür wurde geöffnet und ein Mann im Mantel trat auf die Schwelle;

hinter ihm wurde ein Pferd sichtbar, das er am Zügel hielt. Es war der gerufene Arzt. Ein Douanier eilte, ihm das Pferd abzunehmen.

„Schnallt die Satteltasche ab und bringt sie herein," sagte der Arzt, ein kleiner lebhafter Mann, der eine Fuchspelzmütze und Klappstiefeln mit langen Sporen trug, die mehr Lärm machten, als es in einem Krankenzimmer nöthig gewesen wäre — „bringt die Satteltasche mit den Instrumenten herein und zeigt mir, wo der Verwundete ist."

Man führte ihn durch einen saalartigen Raum, dann über einige Stufen in eine „Aufkammer," die fast zur Hälfte von einem großen Himmelbett eingenommen wurde; zu Häupten des Bettes saß Lafond — er hatte offenbar geschlafen, denn er sprang, als die Thür geöffnet wurde und der Arzt, ein Douanier und hinter ihnen Landeron, der dem Doctor gefolgt war, eintraten, wie verwirrt in die Höhe.

Der Doctor trat zunächst an das Fenster, warf die Läden auf und ließ das anbrechende Tageslicht einströmen. Dann, während Lafond den Bettvorhang zurückzog, wandte er sich dem Verwundeten zu.

Dieser blickte ihn schweigend mit weit offenen glasigen Augen und todtenbleichem Gesichte an.

„Er hat einen Schuß in die Schulter bekommen," sagte Lafond; „es sind mehrere Wunden da; mit Rehposten muß geschossen sein. Wir haben ihn verbunden, so gut wir konnten."

Der Arzt entfernte die Decken und den obersten Verband; er ließ sich kaltes Wasser und einen Schwamm bringen, um die festgeklebten Tücher ganz von der blutigen Schulter lösen zu können. Diese war von dem Schuß in arger Weise zerfleischt. Als der Doctor den Arm des Verwundeten aufhob, um zu prüfen, wie weit die Beweglichkeit desselben gelitten habe, ächzte und stöhnte der Inspector von dem entsetzlichen Schmerze, den ihm dies machte, auf. Der Doctor nahm nun die Sonde; er tastete damit eine Weile umher . . . dann zog er eine kleine Stange hervor und nachdem er eine Weile damit operirt hatte, holte er erst eine, dann eine zweite Rehposte aus der Wunde hervor.

Der Inspector sah sie nicht mehr. Er war ohnmächtig während dieser Operation geworden.

Der Doctor hielt mit seinem Handthieren inne. Er spritzte dem Verwundeten kaltes Wasser ins Gesicht, um ihn zum Bewußtsein zurückzurufen, dann holte er aus seiner Satteltasche allerlei Verbandzeug und Pflaster hervor und machte sich aufs Neue mit der Wunde zu schaffen, um den ersten regelrechten Verband anzulegen.

Der Baron Landeron hatte während der ganzen Procedur gespannt die Gesichtszüge des behenden kleinen Mannes beobachtet; jetzt nachdem der Arzt zu Ende gekommen, und sich abwendete, um auf einem kleinen Ecktische sein Geräth wieder zusammenzupacken, fragte er ihn flüsternd:

„Und was sagen Sie zu der Wunde, Doctor?"

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Was soll ich sagen — sie sieht schlimm genug," versetzte er in demselben Tone. „Aber der Verwundete ist jung und kräftig, er wird unverdorbene Säfte haben."

„Sie halten sie also für bedenklich?"

„Nun, bedenklich ohne Zweifel — es kommt darauf an, wie sehr der Knochen zersplittert ist, was ich nicht genau ermitteln konnte, weil ich dem Verwundeten zu viel Schmerzen gemacht hätte; Rehposten werden nicht mehr in der Wunde sein, ich hoffe es wenigstens. Es kommt Alles auf einen guten Eiterungsproceß an."

„Und die Heilung wird lange währen?"

„Die Heilung! Wochenlang gewiß, vielleicht Monate lang ... und ganz geheilt wird so etwas nie — der linke Arm wird wohl immer lahm" ...

In diesem Augenblick trat der Müller in die Kammer und zupfte den Baron am Aermel.

„Es ist Jemand da, der Sie sprechen will" ... sagte er.

„Meine Nichte?“

Der Müller nickte.

Landeron eilte hinaus in die Küche. Cornelie stand da, von ihrem Mädchen begleitet; in Mantel und Capuze gehüllt, hatte sie den Weg zu Fuße gemacht — aufgeregt, erschöpft, sank sie in die Arme ihres Onkels. „Um Gotteswillen, was ist geschehen, was geht hier vor?“ rief sie ängstlich aus.

„Cornelie,“ versetzte Landeron, indem er sie zu einem Stuhl neben dem Herde führte, „zuerst fasse und beruhige Dich — nimm dazu all' Deinen Muth zusammen, denn Du wirst ihn nöthig haben, armes Mädchen. Ich muß Dir eine Eröffnung machen, die Dich erschüttern wird, und ich kann Dich nicht erst lange darauf vorbereiten. Dein Bruder ist hier.“

„Hier — mein Bruder — wo —?!“

„Du wirst ihn gleich sehen — vorher muß ich Dir sagen daß er, wenn auch nicht lebensgefährlich, doch schwer verwundet ist.“

„O mein Gott!“

„Er hat einen Schuß in die Schulter erhalten und mich hält man für den, der auf ihn geschossen habe!“

„Aber das ist ja entsetzlich“ . . .

„Fasse Dich, Cornelie . . . denk' daran, daß Du ihm ruhig entgegen treten mußt, um ihn nicht in gefährlicher Weise aufzuregen."

„O, ich bin ja gefaßt, fürchte nichts, fürchte nichts, Onkel, aber um des Himmels willen, führe mich zu ihm!"

„Das will ich, sobald Du Deinen Mantel und Deine Kopfbedeckung abgelegt hast."

Cornelie warf die Hüllen von sich, Landeron führte sie durch den Saal in die Aufkammer.

Als sie eintraten, öffnete der Inspector, der ermattet wie im Schlummer dalag, die Augen und heftete sie verwundert auf die junge Dame — diese warf sich ungestüm, keines Wortes mächtig, vor dem Bette auf die Knie, ergriff die rechte Hand des Verwundeten, die auf der Decke lag, und bedeckte sie mit Küssen.

„O, mein Bruder, mein armer Bruder!" schluchzte sie dann.

Der Inspector zog langsam, mit einem Blick, wie ein Mensch, der zu träumen glaubt und seinen Sinnen nicht traut, die Hand zurück. Er sah bald in das Gesicht der Dame, bald in das Landerons — dann sagte er leise, mit zögernder Lippe, den Blick auf den Baron heftend:

„Wer ist die Dame?"

„Es ist Ihre Schwester, Aubertin, Ihre Schwester Cornelie!"

„Cornelie!" stammelte der Inspector — dann flog ein Ausdruck wie von Schmerz oder Wuth über sein Gesicht — er sah mit einem Blick voll zorniger Verachtung auf das weinende Mädchen.

„Ich habe keine Schwester!" sagte er, und versuchte sich von ihr abzuwenden und sein Gesicht der Wand zuzukehren. Die Bewegung aber machte ihm einen heftigen Schmerz — mit einem leisen Stöhnen gab er den Versuch auf und warf nur den Kopf auf die andere Seite.

„So dulden Sie, daß eine „barmherzige Schwester" zu Ihnen kommt, um Sie zu pflegen, Aubertin," sagte Landeron. Sie bedürfen dieser Pflege und deshalb müssen Sie sie dulden!"

Aubertin schwieg. Er schloß die Augen und ließ die Hand matt auf die Decke fallen. Er fühlte sich zum Widerstande zu schwach.

„Ich will Dich allein mit ihm lassen Cornelie," sagte Landeron jetzt. „Sei behutsam in Deinen Mittheilungen, behalte alle Ruhe, die einer barmherzigen Schwester zukommt; Ihr werdet Euch verständigen, ich weis es — so schrecklich es auch ist, das Ihr Euch so wiedersehen müßt, ist es doch vielleicht dazu gut,

um Euch ohne weitere Scenen in einander finden zu lassen. — Adieu, Aubertin," wandte er sich dann an den jungen Mann; „ich gehe und lasse Sie mit Ihrer Schwester allein — sie hat Ihnen viel zu sagen, viel zu erzählen, und wenn Sie sie angehört haben, werden Sie das harte und unnatürliche Wort bereuen, welches Sie eben gesprochen haben."

Landeron verließ das Krankenzimmer und begab sich zu den Douaniern zurück, die, in dem Vorraum seiner wartend, standen und durch die offene Thüre ihn im Auge behalten hatten.

Fünftes Capitel.

Es war am andern Tage. Der Baron und der Förster waren gestern am frühen Morgen, sobald von den Douaniers die nöthigen Verhaftsbefehle dazu eingeholt worden — der Sitz der nächsten richterlichen Behörde war von der Mühle nur eine Stunde entfernt — nach der Departementshauptstadt abgeführt; zu gleicher Zeit hatte man die Mühle mit Douaniers, Polizei und Gendarmerie überfallen und dem Müller die Autorisation des Friedensrichters zu einer umfassenden Haussuchung vorgewiesen. Der Müller hatte ruhig die Achseln gezuckt und über sich ergehen lassen, was er nicht ändern konnte. Man hatte jeden Winkel und jedes Gelaß durchforscht, auf dem Speicher jeden Heubündel durchstochen und jede Strohgarbe umgekehrt, jede Kiste jeder Magd durchstöbert, an jeden Balken geklopft und

auf jede Diele gepocht — man hatte nichts, gar nichts gefunden als — ein altes Militärgewehr, und dies Gewehr trug die Spuren, daß es kürzlich abgeschossen war, und dies Gewehr war gefunden worden hinter einer alten Holztäfelung in der Schlafkammer Georgs und seines Bruders.

Das Gewehr gehörte eigentlich Keinem von den beiden jungen Männern, denn es war Eigenthum des alten Müllers. Aber Georg hatte es früher, bevor die Entwaffnung des ganzen Departements vorgenommen war, hauptsächlich gebraucht; er hatte zu Pfingsten damit nach dem Vogel geschossen, er hatte auch Wild damit zu schießen versucht. Dies räumt er ein; er gestand, das Gewehr sei sein und von ihm verborgen, aber geschossen habe er seit der Entwaffnung nicht damit.

Einer der Douaniers behauptete, unter den Schmugglern, mit denen der Kampf stattgefunden habe, einen der Burschen aus der Mühle wahrgenommen zu haben — obwohl er nicht genau bestimmen konnte, welchen. Es war mithin ein doppelter Grund vorhanden, weshalb gegen Georg ein Verhaftsbefehl erlassen wurde. Die Douaniers nahmen ihn gleich nach der Haussuchung mit sich.

Am heutigen Morgen war der Arzt dagewesen. Er hatte die Wunde aufs Neue durchforscht und noch

eine dritte Rehposte daraus gezogen, die letzte, wie er sicher glaubte und hoffte, denn weitere Operationen wurden wegen der sich mehrenden Geschwulst fürs Erste unmöglich. Der Verband wurde neu angelegt und dann Mittel verschrieben, das Wundfieber, das sich seit gestern eingestellt hatte, zu mildern. Als der Arzt dann den Verwundeten unter der Obhut seiner Schwester gelassen, die seit gestern keinen Augenblick von ihm gewichen, hatte er draußen den Friedensrichter mit seinem Greffier getroffen; der Mann der Justiz kam, um den Inspector über den Hergang seiner Verwundung zu vernehmen.

„Machen Sies' kurz, Herr Richter," sagte der kleine Doktor — „strengen Sie ihn nicht an, Sie steigern sein Fieber, wenn sie länger als eine Viertelstunde ihn plagen."

„Und doch muß ich ihn so lange wenigstens plagen, Doktor," versetzte der Friedensrichter; „der Fall ist zu wichtig; Sie wissen wie streng uns Eifer eingeschärft ist bei allen Schmuggeleigeschichten, und nun gar bei einer solchen, wo der Baron Landeron eine Rolle spielt" . . .

„Oder gespielt haben soll," versetzte der Doctor ungläubig lächelnd.

„Sie glauben nicht an seine Schuld?"

„Nicht im Mindesten. Der Mann hätte ja nicht das entfernteste Interesse gehabt."

„Es ist wahr — bis jetzt wenigstens läßt sich keines erkennen. Aber die Untersuchung kann eines herausstellen; und jedenfalls muß diese Untersuchung rasch vor sich gehen, um ihn aus seiner unglücklichen Lage zu befreien, wenn er in der That nur durch ein Mißverständniß hineingerathen ist. Uebrigens werden Sie mir einräumen, daß doch dieser Baron Landeron eine etwas mysteriöse Persönlichkeit ist." . . .

„Freilich, die Art, wie er so plötzlich eines schönen Morgens wie vom Monde gefallen und Besitz vom Erbe des leichtsinnigen Junkers von Schleburg nimmt" —

„Und," fuhr der Friedensrichter fort, „dies ungesellige Wesen, das die Franzosen sonst durchaus nicht haben, dies ewige Alleinsein, das so ein wenig wie Menschenfeindschaft oder" . . .

„Wie ein übles Gewissen aussieht!" fiel der Doctor ein.

„Und welch ein merkwürdiges Verhältniß ist das zu der jungen Dame!" sagte der Friedensrichter.

„Freilich, zu dieser N i c h t e!"

„Ich habe mir erzählen lassen, er habe alle möglichen Aufmerksamkeiten gegen sie, wie man sie sonst gegen Verwandte nicht zu haben pflegt!"

„Verwandte,“ rief der Doctor aus, indem er kaustisch lächelte . . . „das kennt man ja!“

„Es ist eine sittenlose Bande, die Franzosen!“ flüsterte der Friedensrichter ganz leise.

„Sie werden sie drinnen finden,“ sagte der Doctor.

„Sie? Wen?“

„Die Nichte!“

„Die Nichte bei dem Douanen-Inspector?“

„Der Baron hat sie gestern in aller Frühe sofort herüberkommen lassen, daß sie den Verwundeten pflege, sie ist seitdem keinen Augenblick von ihm gewichen, selbst nicht in der Nacht!“

„Das ist seltsam!“ rief der Friedensrichter aus. „Es ist überaus menschenfreundlich . . . überaus . . . fast zu viel . . . meinem Sie nicht auch, Doctor? Sie hat die ganze Nacht bei ihm gewacht?“

„Die ganze Nacht!“

„Dann muß dieser Baron Landeron freilich ein außerordentlich großes Interesse daran nehmen, daß der Inspector gerettet wird und möglichst bald wieder auf die Füße kommt . . . seine eigene Nichte!“

„Ich muß weiter auf meinem Rößlein,“ sagte der Doctor, „meine anderen Kranken warten auf mich; also — machen Sie es nur nicht zu arg mit dem Inspector, hören Sie?“

Damit trabte der Doctor von dannen und der Friedensrichter ging, indem er den Greffier herbeiwinkte, in das Zimmer des Kranken.

Er fand in demselben, zu Häupten des Bettes sitzend, Cornelie. Sie hat verweinte Augen, während der Inspector mit gerunzelter Stirne, ohne Notiz von den Eintretenden zu nehmen, zur Decke des Zimmers aufblickte.

Der Friedensrichter machte der Dame eine tiefe Verbeugung und drückte ihr dann denn Wunsch aus, für kurze Zeit mit dem Kranken allein gelassen zu werden.

„Sie wollen ihn verhören? Aber mein Gott, er liegt ja im Fieber,“ sagte Cornelie unwillig.

„Der Arzt hat eine kurze Vernehmung, die ganz unerläßlich ist, gestattet,“ antwortete der Richter, während der Greffier sein Schreibzeug und seine Papier auf dem Ecktisch auskramte.

Cornelie entfernte sich und der Friedensrichter wandte sich an den Inspector.

„Wir wollen Ihnen so wenig lästig fallen, wie möglich, Monsieur Aubertin,“ sagte er — „ich lasse deshalb alle Generalfragen fort, um sogleich zur Sache selbst überzugehen. Fühlen Sie sich im Stande, mir den Hergang Ihrer Verwundung zu erzählen?“

Der Inspector sah den Richter eine Weile an, als ob er sich zu sammeln und die Erscheinung des fremden Mannes zurechtzulegen suchte; dann fuhr er mit der rechten Hand über die Augen und erwiderte:

„Den Hergang meiner Verwundung wollen Sie hören? Er ist sehr einfach und kurz erzählt. Ich hatte einen geheimen Wink erhalten. Von W. sollten in der Nacht drei Wagen mit Contrebande kommen. Ich kundschaftete im Stillen den Weg aus, den sie nehmen mußten. Meine Leute wurden benachrichtigt und zusammengezogen. Wir postirten uns in dem Schleburger Walde, um dort den Transport zu überfallen. Wir waren da am sichersten versteckt. Der Weg führt in einer Art Vertiefung durch den Wald. Gegen 10 Uhr Abends hörten wir das Fahren von Wagen aus der Ferne. Dann leise Stimmen, sachte Schritte, die näher kamen. Von den Wagen hörte man nichts mehr. Sie hatten sie offenbar mit einem Theil ihrer Spießgesellen am Eingang des Waldes zurückgelassen, um erst den Weg auszukundschaften. Es war Mondschein. Die Schmuggler kamen. Ich gab meinen Leuten das verabredete Zeichen. Sie sollten von beiden Seiten des Weges auf die unten in der Wegvertiefung kommenden Schmuggler sich stürzen und sie festnehmen. Ich selbst sprang aus einem Gebüsch, worin ich mit zwei Douaniers stand, über eine Lich-

tung auf die Gruppe zu, die eben Halt machte, da sie uns erblickte. Da fiel ein Schuß. Gleich darauf noch einer. Ich machte vielleicht noch drei oder vier Schritte. Dann erst fühlte ich mich getroffen. Ich fühlte einen Schmerz, einen Schwindel, ein Weichen meiner Kräfte. Ich sank auf das Haidekraut der Lichtung nieder. Das ist der Hergang."

„Ihre Douaniers nahmen dann sofort den Baron Landeron gefangen, der in der Nähe stand, und dessen Schuß sie aufblitzen gesehen?"

„Ja. Die andern rauften sich mit den Schmugglern, welche ihnen sämmtlich entkamen."

„Und von welchem Schuß wurden Sie verwundet, vom ersten oder zweiten?"

„Wohl schwerlich vom zweiten. Ich glaube, daß der zweite von einem meiner Douaniers ausging. Sie schossen später noch ein paar Mal."

„Der erste Schuß war der des Barons?"

„So ist es!"

„Sind Sie dessen sicher?"

„So viel man dessen sicher sein kann, in einem solchen Augenblick der äußersten Aufregung. Die Schmuggler haben keine Flinten, um auf uns zu schießen."

„Und doch ist hier im Hause ein frisch abgeschossenes Gewehr gefunden worden," bemerkte der Friedensrichter.

„Hier im Hause?“

„Es gehört dem Georg, dem Sohn des Müllers.“

„Dem Georg gehört es? Und er hat geschossen?“

„Er betheuert freilich, bei dem ganzen Handel nicht betheiligt gewesen zu sein und die Nacht im Bette zugebracht zu haben.“

„Dem Georg!“ wiederholte der Inspector nachdenklich. Dann schüttelte er den Kopf.

„Ich habe keinen Verdacht auf den Georg“, sagte er tonlos.

„Sie halten den Baron für den Thäter? Aber dann wird doch jedenfalls an Ihrer Verwundung eine Fahrlässigkeit des Barons, ein unglücklicher Zufall die Schuld tragen? Sie können weder annehmen, daß der Baron der Mitschuldige von Schmugglern sei, noch daß er dabei die Absicht Sie zu ermorden gehabt habe?“

Aubertin schwieg auf diese Frage. Es war, als ob er ein Bedürfniß habe, sich zu sammeln und auszuruhen.

„Sie sind ermüdet. Muß ich abbrechen?“ fragte der Friedensrichter.

Aubertin machte eine Bewegung mit der Hand, wie um anzudeuten, daß der Richter bleiben solle.

„Hören Sie,“ sagte er dann kurz. „Sie haben Recht, der Baron ist kein Schmuggler. Aber er konnte

mit ihnen verbündet sein: in einem Kampf zwischen ihnen und mir mich aus der Welt zu schaffen, konnte sein Plan sein . . . Das wird Ihnen nicht mehr unglaublich scheinen, wenn ich Ihnen die Verhältnisse klar gemacht habe, die zwischen uns bestehen. Sie wissen, er hat eine Dame bei sich."

„Dieselbe, welche eben das Zimmer verließ?" versetzte der Richter, gespannt aufhorchend.

„Dieselbe. Er nennt sie seine Nichte. Sie ist es nicht, obwohl sie entfernt mit ihm verwandt ist. Sie ist meine Schwester."

„Ihre Schwester, Herr Aubertin?!"

„Noch gestern würde ich gesagt haben: leider! Heute, nachdem ich sie angehört, nachdem ich in alle ihre Schicksale einen Blick werfen konnte, sage ich es nicht mehr. Sie ist meine Schwester: sie soll einen Bruder in mir behalten."

„Und deshalb," rief der Friedensrichter aus, „glauben Sie, wäre der Baron zu einer Gewaltthat wider Ihr Leben übergegangen, weil er von Ihnen eine Störung seines Verhältnisses zu Ihrer Schwester befürchtete?"

„O nein," gab Aubertin schmerzlich lächelnd zur Antwort; „so einfach liegt die Sache nicht . . . ich will sie Ihnen auseinandersetzen, so gut ich kann, so lange mir die Kraft dazu bleibt. Meine Schwester und ich sind frühe verwaist. Unsere Eltern waren beide von guter Herkunft, meine Mutter, die Tochter eines Landedelmannes,

mein Vater der Sohn eines Parlamentsraths. Sie waren nichtsdestoweniger sehr arm, alle beide. Ihre Erbschaftsansprüche wurden durch die Revolution vernichtet, die Revolution nahm auch meinem Vater die Stelle, welche er im Haushalt des Königs bekleidet hatte — als er im Jahre 1791 starb, wurde ich sammt meiner Schwester in ein Waisenhaus gebracht; wir hatten keine Verwandte, die sich unserer annahmen, die Revolution hatte die Familien zersprengt, vernichtet, jeder dachte nur daran, in dem entsetzlichen Sturme, der über Frankreich hing, sich selbst zu schützen. So wuchsen wir auf, bis ich bei einem Handwerker in die Lehre gegeben werden konnte, meine Schwester blieb im Waisenhause zurück, um ein paar Jahre später in einer Familie als Bonne untergebracht zu werden. Als dies geschah, war ich bereits meinem Handwerksmeister, bei dem ich es nicht aushalten konnte, entlaufen und Soldat geworden; und ich muß nun bekennen, daß ich von diesem Augenblick an mich so wenig um meine Schwester zu bekümmern begann, wie sich früher unsere etwaigen Verwandten um uns bekümmert hatten. Mein Gott, ich war ein junger Mensch, fast immer im Felde, vor dem Feind, ehrgeizig darauf erpicht, mich in die Höhe zu arbeiten" . . .

Sechstes Capitel.

Aubertin unterbrach sich hier und schwieg eine Weile.

„Das Sprechen greift Sie an," sage der Friedensrichter.

„Es wird mich wenigstens erschöpfen, wenn ich so ausführlich fortfahre," antwortete der Verwundete. „Also, fassen wir uns kürzer. Ich trat durch Vermittelung eines Stabsoffiziers, der mein Gönner wurde, zu den Douaniers über, als ich in der Linie Sergeant geworden. Ich wurde befördert, ich wurde hier angestellt, und so konnte ich mit meiner Carriere zufrieden sei, wenn mich nicht jetzt von Zeit zu Zeit der Gedanke an meine Schwester gepeinigt hätte. Was war aus ihr geworden? Ich erkundigte mich und erhielt die niederschlagendste Auskunft. Sie war in die Schlingen gefallen, die ein vor-

6*

nehmer junger Wüstling ihr gelegt hatte. Ich suchte sie nun zu vergessen; ihre weiteren Schicksale erfuhr ich erst gestern von ihr: sie war von ihrem Verführer verlassen worden und stand am Rande des Verderbens, ohne Hülfe, Schutz und Freund in dem großen sittenlosen Paris. Da eines Tages erscheint plötzlich ein Baron Landeron bei ihr; er nennt sich einen entfernten Verwandten, der zufällig von ihrer Lage erfahren habe. Er nimmt sie zu sich, er entwickelt alle möglichen Aufmerksamkeiten gegen sie, er umgibt sie mit Luxus aller Art, er eröffnete ihr, daß er hier in Deutschland ein großes schönes Gut erstanden habe, er führt sie auf dies Gut, er schließt sich darauf von der ganzen Welt mit ihr ab, er widmet sein ganzes Leben nur ihr.

„Das währt etwa ein halbes Jahr, bis er ihr vorgestern plötzlich ganz unvermuthet sagt, das Schloß Schleburg gehöre ihr — sie sei die Eigenthümerin von Allem! Eine weitere Erklärung hat er ihr nicht gegeben, auch hat er ihre Gedanken sehr bald davon abgelenkt, indem er ihr weiter mitgetheilt hat, daß ich in dieser Gegend sei, und daß sie mich bald sehen werde!"

„Das ist eine seltsame Geschichte," sagte der Friedensrichter. „Das Haus Schleburg soll Ihrer Schwester gehören?"

„Das hat er in vollem Ernst, wie meine Schwester mir erzählt hat, versichert," entgegnete Aubertin. „Gehört es ihr, dann gehört es am Ende eben so gut mir. Und Landeron hat den Entschluß gefaßt, im Besitz dieses Vermögens zu bleiben. Es gab dazu ein einfaches Mittel. Meine Schwester zu heiraten und mich — nun Sie sehen ja, was mir widerfahren ist."

Der Inspector schwieg. Der Friedensrichter machte ein sehr langes betroffenes Gesicht. Die Sache schien nicht viel Räthselhaftes mehr zu haben.

„Also, um Sie hat er sich nicht gekümmert, obwohl Sie in seiner Nachbarschaft lebten — Sie hat er von der Nähe Ihrer Schwester nie etwas ahnen lassen?"

„Nicht das Mindeste," versetzte der Inspector — „aber gekümmert hat er sich um mich — das allerdings," fügte Aubertin mit bitter ironischem Tone hinzu — „er hat im Stillen meine Wege ausgekundschaftet — er hat seinen Späher gehabt, der sich an mich drängte; ich weiß das jetzt, seitdem ich von meiner Schwester dies Alles was ich Ihnen erzähle, erfahren — ich weiß mir jetzt so manche verdächtige Thatsache, die mir früher nicht auffiel, zu deuten — aber ich kann nicht mehr; lassen Sie mich zu Athem kommen — geben Sie mir Wasser!"

Der Friedensrichter holte das Verlangte herbei; dann sagte er:

„Ihre Aussagen genügen für die bloße erste Voruntersuchung, so weit sie mir obliegt; es ist nicht nöthig, Sie weiter zu quälen. Sie sind also der Ansicht, daß der Baron beabsichtigt habe, Sie aus der Welt zu schaffen, daß er dazu einen Kampf, in den Sie mit Ihren Leuten wider eine Bande Schmuggler gerathen, als Gelegenheit abgewartet und benützt, und die Hoffnung gehegt habe, wenn Sie in diesem Kampfe von seiner Hand um's Leben gekommen, würde man Sie als von den Schmugglern erschlagen betrachten?"

Aubertin nickte nur mit dem Kopfe, den er ermattet in die Kissen zurücksinken ließ.

Der Friedensrichter gab seinem Greffier einen Wink, sein Schreibgeräthe zusammen zu packen.

„Wir wollen das Protocoll draußen redigiren," sagte er. „Ich werde dann zurückkommen, um es von Ihnen unterschreiben zu lassen, wenn Sie können. Unterdessen will ich Ihnen Ihre Schwester wiedersenden."

Siebentes Capitel.

Es waren etwa vierzehn Tage vergangen. Der Baron saß in der Departementshauptstadt gefangen, Georg in vorläufiger Haft noch immer im Gefängniß des nächsten Cantonsortes, weil die Gefängnisse in der Hauptstadt überfüllt waren.

Das von dem Friedensrichter über die Vernehmung Aubertins und Corneliens aufgenommene Protocoll — denn auch Cornelie hatte der Friedensrichter verhört — gab dem Instructionsrichter in der Hauptstadt einen Anhalt, der für Landeron über alle Maßen bedrohlich war.

Diesem Untersuchungsrichter gegenüber leugnete Landeron, daß er die Mittheilung an Cornelie, Schleburg sei ihr Eigenthum, ernst gemeint habe. Es sei das ein bloßer Ausdruck der Galanterie gewesen. Die Untersuchung aber richtete sich zunächst auf die Feststel-

lung dieser Thatsache und hatte sich an die Behörden in Frankreich gewendet, um den früheren Lebenslauf des Barons aufzuhellen.

Man konnte sagen, es wäre, die bösen Absichten Landerons vorausgesetzt, natürlicher gewesen, daß er Cornelie möglichst bald zu seiner Frau gemacht. In der That aber standen einem solchen Vorgehen große Bedenken entgegen. Cornelie war kurz vorher von einem Manne, den sie geliebt, dem sie ganz angehört hatte, verlassen worden. Ihr Herz war von dem Bilde dieses Mannes so erfüllt, daß sie an eine Neigung für den viel älteren Verwandten, der plötzlich auf ihrem Lebenswege ihr entgegentrat, nicht dachte. Wenn dieser zu früh mit einer Werbung auftrat, so konnte Alles für ihn verloren gehen. Wies sie seine Hand zurück, so mußte er sich zurückziehen — es war viel sicherer zu warten, bis sie den Treulosen vergessen hatte, bis sie sich an den „Oheim“ gewöhnt hatte, bis es diesem gelungen war, nach längerem Alleinsein mit ihr, sie an sich zu attachiren, ihre Neigung zu erwerben, ihre Gedanken, die noch bei ihrem früheren Leben waren, an sich zu fesseln.

Der Baron berief sich allerdings darauf, daß unmittelbar auf seinen Schuß noch ein zweiter Schuß gefallen war. Auch der Förster Staudtner gab an, daß er zwei Schüsse vernommen habe, die, da nur der eine

Lauf der Flinte des Barons sich bei der Untersuchung entladen zeigte, nicht beide von diesem gekommen sein konnten. Aubertin selbst räumte ein, daß er einen zweiten Schuß habe fallen hören; die Aussagen der übrigen Douaniers waren schwankend, sich widersprechend in diesem Punkte. Man hatte in der Mühle ein frisch abgeschossenes Gewehr entdeckt. Aber dieser Umstand kam Landeron wenig zu Statten. Es lag gegen Georg und gegen seinen Bruder kein Verdachtsgrund vor, daß er auf den Inspector geschossen habe, wenn einer von ihnen wirklich, was in der That nicht fest constatirt werden konnte, an dem Kampfe mit den Schmugglern Theil genommen hatte. Ein paar Douaniers glaubten einen der Müllerssöhne wahrgenommen zu haben. Aber sie vermochten nicht, diese Aussage auf ihren Amtseid zu nehmen. Der Müller aber schwur hoch und theuer und mit allen Zeichen der Wahrhaftigkeit, daß er, als der nächtliche Lärm vor seinem Hause sich erhoben, aufgestanden und zunächst seine Söhne zu wecken gegangen sei; und daß er sie dabei alle Beide ruhig in ihrem Bette schlafend gefunden.

Auch war es nicht eben Sitte der französischen Justiz in jener Zeit, sich einen Verdächtigen, den sie gefaßt hatte, aus den Händen winden und sich auf einen Dritten, weit weniger Gravirten, verweisen zu lassen.

Es ließen sich allerdings keine Inzichten gewinnen, daß der Baron Landeron mit den Schmugglern Verbindungen angeknüpft, daß er vorher gewußt habe, es werde in der betreffenden Nacht zu einem Zusammenstoß zwischen ihnen und dem Inspector Aubertin nebst seinen Leuten kommen; auch schien es, da die Douaniers ihren Hinterhalt selbst gewählt und den Angriff begonnen hatten, nicht möglich, daß der Baron die Stelle, wo dieser Kampf ausbrechen werde, vorher gewußt habe! Aber auch das kam ihm wenig zu statten. Solche Verbindungen, wenn sie angeknüpft waren, entzogen sich natürlich der Beobachtung, und die Schmuggler konnte man darüber nicht verhören, man hatte sie nicht gefaßt — und konnte der Baron nicht eben so gut auch mit einem oder dem andern Douaniers in eine geheime Beziehung getreten und dadurch unterrichtet gewesen sein?

Im Uebrigen schwebte über dem Haupte des unglücklichen Barons, während der Untersuchungsrichter gegen ihn procedirte, ein Competenzconflict zweier Behörden. Das Tribunal in der Departementshauptstadt wollte ihn wegen Mordversuchs gegen die Person des Duanen-Inspectors François Aubertin an sein Geschwornengericht verweisen. Die Cour prévôtale zu Valenciennes aber forderte den Fall vor ihr Forum, da der Baron bei seinem Mordversuch sich auf die Seite der

Schmuggler geschlagen, und also ein Fall vorliege worin ausschließlich der Cour prévôtale zu richten zukomme. Auf die Anwendung von bewaffnetem Widerstand und Waffengewalt bei Contrebandefällen stand aber die Todesstrafe; der Hof von Valenciennes hatte noch kürzlich vom Kaiser Napoleon aus Rußland die strengsten Weisungen, unerbittlich zu strafen, erhalten. Eine Ueberweisung des Barons an den Hof von Valenciennes wäre mit einem Todesurtheil gleichbedeutend gewesen.

Der Zustand Aubertins hatte sich unterdeß wesentlich gebessert. Der Arzt sprach seine volle Befriedigung mit den Fortschritten der Heilung aus. Das Wundfieber war weder sehr heftig gewesen, noch hatte es lange gedauert, und die Eiterung der Wunde nahm den regelmäßigen Verlauf. Die ganze Beschaffenheit des Falls gab sogar die Hoffnung einer so vollständigen Heilung, daß Aubertin nicht einmal eine Lähmung des Armes davon behalten werde. Nichts destoweniger litt er von Zeit zu Zeit große Schmerzen daran.

Aubertin lag nicht mehr in der Mühle. Sobald die Heilung so weit vorgeschritten war, daß er transportirt werden konnte, hatte Cornelie ihn auf das Gut bringen lassen und dort pflegte sie ihn mit einer unnachlassenden Sorge und Aufmerksamkeit. Und Aubertin, was hätte er anders sein können, als vollständig

mit ihr ausgesöhnt . . . sie hatten sich gegeben einander ausgesprochen, Aubertin lag die ganze Vergangenheit seiner Schwester mit allen Motiven klar vor Augen — mit Allem darin, was sie entschuldigte . . . und wie hätte er auch einen Groll zurückhalten können gegen das einzige lebende Wesen auf Erden, welches ihm gehörte, ihn liebte, ihm täglich und stündlich aufopferungsvolle Beweise dieser Liebe gab! Es ist sehr leicht zu grollen, wenn der, dem wir Vorwürfe zu machen haben, von uns ferne ist; aber schwer, den Groll zu bewahren, wenn der Andere bewegten Auges und mit redenden Zügen vor uns steht, wenn der Eindruck seiner Persönlichkeit versöhnender auf uns wirkt, als seine Gründe es können.

Nur in einem Punkte waren die beiden Geschwister innerlich noch getrennt, und das war in ihrer Ansicht von der Schuld des Barons. Aubertin schien diese Schuld offenbar. Er sah in Landeron ganz einfach einen Verbrecher. „Solch' ein armer Douanenbeamter wie ich," sagte er bitter sarkastisch, „kommt so leicht ums Leben — alle Tage kann das vorkommen. Wie viele von uns sind nicht von Contrebandisten zu stummen Leuten gemacht worden . . . wer kümmert sich später viel darum! Die Menschenleben sind wohlfeil geworden, unter unserm glorreichen Kaiser! . . . Und wenn wir die Ver-

gangenheit dieses Mannes kennten — wer weiß, welche Dinge sie verbirgt!" ...

„Aber," machte Cornelie dagegen geltend, „wir kennen sie eben nicht, und deßhalb haben wir kein Recht sie in Verdacht zu ziehen; wir haben nicht den mindesten Anlaß, schlecht darüber zu urtheilen" ...

„Wir wissen freilich weiter nichts," fiel Aubertin ein, „als daß er auf eine etwas zweifelhafte Art den Ankauf dieses Gutes gemacht hat, das einem leichtsinnigen jungen Menschen gehörte ... der Notar in Paris, der, wie ich vom Friedensrichter weiß, den Verkaufs- oder Uebertragungsact aufgenommen hat, ist ein berüchtigter Mensch, der Spielern und Wüstlingen Geld gegen wucherische Zinsen beschafft ... die Sache mag zugegangen sein, wie sie will, für den Edelmuth unseres „Onkels" spricht sie nicht."

Cornelie hatte zwar keine Gründe, die stark genug waren, ihres Bruders Meinung und Urtheil umzustoßen — Alles, was sie anführen konnte, war ihre Ueberzeugung von seiner uneigennützigen Redlichkeit, der tiefe Eindruck von Wohlwollen, Ehrlichkeit und aufrichtiger Theilnahme für sie, den das ganze Betragen, das ganze Wesen Landerons ihr gemacht hatte; sie fühlte in ihrer innersten Seele, dieser Mann konnte kein Schurke sein — aber was half Landeron diese tiefin-

nere Ueberzeugung. Aubertin ließ sich durch dieselbe in seinen Schlüssen nicht beirren, er betrachtete sie mitleidig als das Ergebniß des vollständigsten Mangels an Welt- und Menschenkenntniß in seiner Schwester; und noch weniger galt diese Ueberzeugung den Gerichten, vor denen Cornelie selbst nicht anders konnte, als die Landeron verdächtigenden Thatsachen bis ins Einzelnste einzugestehen!“

Die Briefe, die Cornelie von Landeron aus dem Gefängniß erhielt, enthielten nichts, was Aubertins vorgefaßte Meinung erschüttert hätte. Er ging darin wie von der ganz natürlichen Ueberzeugung aus, daß Cornelie an seiner Unschuld nicht den leisesten Zweifel hege und beschränkte sich im Uebrigen auf Mittheilungen über seine Lage, über seine Verhöre, die Ergebnisse der Untersuchung, so weit sie ihm kund wurden und diejenigen Gegenstände, deren er in seiner Haft bedurfte, und von Cornelien begehrte.

So standen die Sachen, als eines Nachmittags Cornelie das Bedürfniß fühlte, einen weiteren Spaziergang zu machen und frische Luft zu athmen. Die Krankenpflege in den immer verschlossenen Räumen hatte sie angegriffen, der Kummer und die Sorge um Landerons Schicksal bedrängte in demselben Maße, in welchem ihre Sorge um ihren Bruder sich beruhigte, ihr Herz. Sie

wanderte einsam über die Schloßbrücke und schlug den Weg nach dem Walde ein, der Schauplatz des verhängnißvollen Kampfes mit den Schmugglern gewesen war. Immer weiter vertiefte sie sich in den jetzt schon allmählig herbstlich sich färbenden Wald; ihr Fuß schritt auf den wenig betretenen Fußpfaden über einen Teppich von vergilbten und niedergefallenen Blättern einher. Sie folgte einem Pfade, der, quer durch den Wald laufend, den von Süden herkommenden Fahrweg in der Mitte kreuzte. Als sie diese Kreuzung erreicht hatte, und nach rechtshin den Fahrweg hinauf blickte, sah sie ein junges Mädchen in der Tracht des Landvolks herankommen ... die Gestalt schien ihr bekannt zu sein, obwohl sie im Augenblick sich nicht besann, wer von den Leuten, mit denen, als zu ihrem Gute gehörig oder in dessen Nachbarschaft wohnend, sie in Berührung gekommen, es sei; sie blieb stehen und erwartete die Heranschreitende.

Als das junge Mädchen neben ihr war, sagte sie, sich plötzlich seiner erinnernd:

„Ah, das ist unsere Bekanntschaft von neulich — Sie sind von dem Hofe, wo man über den Fluß fährt, nicht wahr?“

Gertrude nickte blos mit dem Kopfe.

„Aber was ist Ihnen, mein Kind, sind Sie krank? Sie sehen ja entsetzlich blaß aus!“

„Nun, ich meine, es ist kein Wunder,“ sagte Gertrud, die Augen zu Boden schlagend und dann wieder wie prüfend langsam zu der französischen Dame erhebend — „es wäre auch kein Wunder, wenn man krank darüber würde . . . aber krank bin ich nicht, nur . . .“

Sie vollendete nicht, sie ließ sich wie todtmüde auf den schmalen Rain niederfallen, den die über dem Fahrwege aufsteigende Terrainerhöhung bildete; dann legte sie die Hände in den Schooß und sagte:

„Ach, Ihr gehört ja auch zu den Franzosen . . . Ihr könntet gewiß, wenn Ihr wolltet, etwas für ihn thun!“

„Für ihn? Für wen sollte ich etwas thun?“

„Ihr könntet mir wenigstens einen guten Rath geben für ihn . . .“

„Aber von wem redest Du, wer ist der Er, um den Du so bekümmert scheinst?“

„Mein Gott, Ihr wißt ja doch,“ versetzte Gertrude, „daß auf den Inspector geschossen worden ist, und daß sie den Georg in's Gefängniß geworfen haben, weil seine Flinte gefunden ist, und daraus noch vor Kurzem geschossen war.“

„Das weiß ich" — fiel Cornelie ein — „aber der Müllerbursche Georg," setzte sie lebhaft hinzu, „glaubst Du denn, der sei nicht die ganze Nacht hindurch zu Hause gewesen ..."

„Wenn nur dieser abscheuliche Franzose, dieser Douanen-Inspector, nicht just den Tag auf unsern Hof gekommen wäre und mir schön gethan hätte," rief Gertrud, jetzt in helle Thränen und Schluchzen ausbrechend, aus — „das ist an allem Unglück Schuld ... die Leute sagen jetzt gar, er sei Ihr Bruder, ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber, wenn er auch zehnmal Ihr Bruder wäre, Sie müßten doch Mitleid mit einem armen Mädchen haben, über das ein so entsetzliches Unglück ausgebrochen ist, und ich kann, ich kann ja doch so gar nichts dafür; ich bin ja doch so unschuldig, wie ein neugeborenes Kind — der Franzose kam und schwatzte mir allerlei vor, was ich längst vergessen habe, und ich war allein zu Hause, und als er meine Hand faßte und sie nicht wieder loslassen wollte, da just kam der Georg daher, die Tenne herauf, und erboste darüber und schwur, dem Franzosen Eins zu versetzen, wenn er ihn wieder träfe ... sehen Sie, so ist's gekommen, so ist er ins Unglück gestürzt, in der schrecklichen Wuth, in die er geräth, wenn er eifersüchtig ist; und nun haben Sie Mitleid mit dem armen Menschen, der ja

sonst so gut, so gut ist und keinem Kinde etwas zu Leide thut, und Ihr Bruder hatte ja doch die Schuld, was braucht' er schön mit mir zu thun, ich hatt' ihn nicht in's Haus geladen, und bin ja so gut wie versprochen mit dem Georg . . . und darum helfen Sie, helfen Sie uns, Sie können es, Sie können mit den Herren vom Gericht für ihn sprechen, mit all den Herren, die aus Frankreich gekommen sind, und nun das Land regieren, und mit denen Unsereins gar nicht einmal reden kann!" ...

Wir brauchen nicht zu sagen, mit welcher Spannung und Aufregung Cornelie diese Herzensergießung des armen Bauernmädchens anhörte, das so in ihrer Noth und Angst alles, was ihr auf dem Herzen lag, gerade der Person ausplauderte, vor der sie es unter allen Menschen am tiefsten hätte verschließen sollen.

„Also, so ist es gekommen!" sagte Cornelie jetzt, indem sie sich ebenfalls auf den Rasen neben dem jungen Mädchen niederließ — „mein guter, armer Onkel," setzte sie hinzu, und tief aufathmend fühlte sie wie eine Centnerlast von ihrer Brust fallen. Das Räthsel war auf einmal gelöst — es war für sie kein Zweifel mehr, wer den Mordversuch auf ihren Bruder gemacht habe — und es konnte ja auch den Gerichten kein Zweifel mehr übrig bleiben, sie brauchten nur einmal

das, was Gertrude so eben ihr gesagt hatte, anzuhören ... ja, aber — Corneliens Gedanken nahmen plötzlich eine andere Richtung.

„Kind, hat man Dich denn verhört, hast Du das vor Gericht ausgesagt?"

Gertrude erschrak — „o nein, um Gottes Willen, machen Sie nicht, daß ich vor die Gerichte muß, ich hätte den Tod davon vor Schreck," rief sie aus.

Cornelie sah sie schweigend an. Es kam eine unsägliche Angst auch über sie. Was wollte sie thun, was hatte sie eben schon beschlossen gehabt . . . Diese armen Menschen unglücklich machen, das Vertrauen des weinenden Mädchens mißbrauchen — o, das war entsetzlich — das konnte sie ja nicht! Und sie mußte es doch, sie war es dem schuldig, der ihr auf Erden nach ihrem Bruder am nächsten stand . . . was sollte sie beginnen!

Die beiden Mädchen saßen eine Weile in ihren Kummer versenkt schweigend neben einander.

„Sagen Sie mir etwas," rief dann Gertrud wieder aus — „sagen Sie mir, daß Sie etwas für den armen Georg thun wollen — o mein Gott, geben Sie mir wenigstens einen guten Rath . . . wenn Sie wüßten, wie mir zu Muthe ist, Sie thäten es gewiß, ganz ge-

wiß . . . Sie sind ja doch auch ein Mädchen, Sie müssen doch auch ein Herz haben, — Sie müssen ja fühlen können, wie das ist, wenn der, den man lieb hat, im Gefängniß bei Vagabunden und Spitzbuben sitzt und wenn sie ihm ans Leben wollen . . . o mein Gott, mein Gott, so jung noch und schon sterben zu sollen — sterben!"

Gertrud brach wieder in lautes Schluchzen aus.

Cornelie blickte auf sie mit Zügen die noch viel bleicher und erstarrter waren, als die Gertrudens.

„Unglückseliges Geschöpf," lispelte sie, — „wärst Du mir nie, niemals begegnet! Und doch — ich muß ja dem Himmel danken, daß Du mir begegnet bist . . . o, es ist entsetzlich!"

Nach einer Weile sprang sie auf.

„Höre, Kind, ich kann Dir nicht helfen, ich kann es nicht — ich kann Dir nicht den geringsten Rath geben — mein Weg ist mir gerade und einfach vorgezeichnet und ich muß ihn gehen, wenn mir auch Deinetwillen das Herz darüber bricht — mein Weg kann nicht der Deine sein — aber ich will Dich mitnehmen zu meinem Bruder. Mit ihm wollen wir reden — er wird Dich anhören und dann uns sagen, was zu thun ist, damit wir nicht von zwei Unglücklichen einen dem Andern opfern."

„Ich — mit zu Ihrem Bruder, — zu dem Inspector?! Nimmermehr!" rief Gertrude aus.

„Du willst nicht? Nun dann höre: mein Onkel ist im Gefängniß wie Dein Georg. Ihn muß ich zu retten suchen, und wenn auch zehn Burschen wie Georg darüber zu Grunde gehen. Ich darf nichts Anderes thun, als das, was Du mir gestanden hast, dem Gerichte mitzutheilen."

„O, mein Gott," rief Gertrude zu Tode erschrocken aus — „das wollten Sie thun! Das wäre ja abscheulich . . ."

„Es wäre denn," fiel Cornelie ihr in die Rede, „mein Bruder wüßte eine Auskunft, ein Mittel, meinen Onkel zu retten, ohne Georg zu vernichten — er allein, der ein Mann ist, der die Gesetze kennt, der hundert Seiten an einer Sache erblickt, wo wir nur eine sehen — er allein weiß hier zu rathen. Willst Du mit mir gehen oder nicht?"

Gertrude erhob sich.

„Ich muß dann wohl," sagte sie tonlos.

„So komme — komm' rasch!"

Beide Frauen schritten jetzt den Weg, den Cornelie gekommen, zurück durch den Wald. Cornelie ging raschen beflügelten Fußes voraus. In kurzer Zeit war Haus Schleburg erreicht. Als sie im Innern des Herren-

hauses waren und die in die oberen Gemächer führenden Stiegen emporschritten, mußte Gertrud sich an dem Treppengeländer festhalten, um emporzukommen — ihre Knie brachen unter ihr.

Cornelie brachte sie in das Zimmer, in welchem wir jene im Anfange dieser Erzählung gefunden haben; — auf dem Eckdivan, in Kissen zurückgelehnt, über die verbundene Schulter einen Schlafrock von dunkelgrünem Sammt geschlagen, saß Aubertin — mit dem bleichen Antlitz eines Menschen, der eben von einem schweren Leiden genest. Er blickte verwundert auf, als er Gertrude eintreten sah — freundlich lächelnd nickte er ihr zu und sagte:

„Gertrude — Sie sind's? es ist hübsch, daß Sie zu mir kommen und nach mir sehen — Sie haben jetzt erfahren, daß ich's ehrlich mit Ihnen meinte, als ich Ihnen auftrug, den Georg zu warnen, nicht wahr? Der Georg aber hat sich die Warnung nur wenig zu Herzen genommen — er hat's doch nicht lassen können, sich in eine Geschichte zu mischen, die ihn jetzt ins Unglück gebracht hat — er ist ohne Zweifel auch unter den Schmugglern gewesen . . ."

„Du irrst, François, wenn Du glaubst, das Mädchen käme, um nach Dir zu sehen," fiel hier Cornelie aufgeregt ein — ich habe sie halb mit Gewalt hieher

bringen müssen — Du sollst aus ihrem Munde hören, daß ich Recht habe, daß der Onkel Landeron unschuldig ist, daß Niemand anders als der Georg, von dem Du redest, auf Dich geschossen hat, weil Du diesem Mädchen den Hof gemacht hast, weil er eifersüchtig auf Dich war, weil er, nachdem Du den Hof verlassen, gelobt hat, sich an Dir zu rächen. Das ganze Geheimniß ist aufgeklärt, François, der gute arme Oheim ist völlig unschuldig, und nun sollst Du helfen rathen, wie wir ihm sofort die Freiheit verschaffen und wie auch diesem Georg zu helfen ist, denn Du kannst, Du darfst sein Verderben nicht wollen, Du hast ihn gereizt; und dies Mädchen hat mir Alles freiwillig im höchsten Vertrauen gestanden; wenn der junge Mensch über dieser entsetzlichen Geschichte unterginge, es würde mir ewig wie eine Blutschuld auf dem Gewissen liegen! Du mußt helfen, rathen, retten!"

Cornelie warf sich ungestüm, während sie diese Worte hervorsprudelte, auf ein Bänkchen, das vor dem Divan stand, auf die Knie, und legte ihre gefalteten Hände auf die Schulter Aubertins.

„Dieu des Dieux," rief dieser aus — „was sagst Du mir da — helfen, retten, als ob das anginge, und als ob nun Alles so fest stände, wie die ewigen Sterne, was Du da von dem Georg behauptest."

„O, es steht so fest wie die ewigen Sterne! Gertrude, sprechen Sie doch, erzählen Sie ihm, was Sie mir erzählt haben, daß es eine heftige Eifersuchtsscene zwischen Ihnen und dem Georg gegeben hat, als mein Bruder Sie verlassen hatte, daß Georg Drohungen ausgestoßen hat — o François, Du brauchst es ja nur einmal anzuhören, um überzeugt zu sein, daß Du dem armen Onkel fürchterlich, ganz fürchterlich und himmelschreiend Unrecht thust?“

Aubertin sah gespannt zu Gertruden auf, aber Gertrude erzählte, sie sprach nicht, sie brach nur in Schluchzen aus, und Cornelie mußte noch einmal wiederholen, was sie von ihr im Walde gehört hatte.

Aubertin sah dabei, die Stirnfalten zusammenziehend, sinnend auf die rothe Seidendecke, welche über seine Füße geworfen war. Dann sagte er:

„Es ist darnach allerdings möglich, daß Dein Onkel Landeron unschuldig ist, und weil es möglich ist, sind wir verpflichtet, etwas für ihn zu thun — wir würden sonst unser ganzes Leben hindurch eine Last auf dem Herzen haben, wenn wir uns sagen müssen, er sei untergegangen unsertwegen und habe es vielleicht um uns nicht verdient gehabt. Sende dies Mädchen zum Friedensrichter und laß sie dort sogleich ihre Aussagen zu Protokoll geben.“

Gertrude schüttelte heftig mit dem Kopf.

„Lieber beiße ich mir die Zunge ab, als daß ich das thue," sagte sie schluchzend.

„Was ist dann zu thun!"

„Was ist dann zu thun! rief auch Cornelie aus. — „Georg muß zuerst gerettet werden, er muß auf irgend eine Weise sicher gestellt werden gegen die Folgen ihrer Aussagen — dann wird sie schon reden!"

„Auf irgend eine Weise!" fiel Aubertin ein. „Wie leicht solch ein Frauenmund das ausspricht! Als ob das so ohne Weiteres zu bewerkstelligen wäre, als ob es anginge!"

„O denke nach, ersinne irgend ein Mittel — laß ihm zur Flucht verhelfen ... er sitzt ja noch in dem Gemeinde-Gefängniß, in irgend einen schlechtverwahrten Thurm der kleinen Stadt" ...

„Er soll übermorgen in die Hauptstadt transportirt werden," sagte Gertrud.

Aubertin nickte nachdenklich mit dem Kopfe.

„Wenn ich ihm zur Flucht verhelfe, Gertrud," sagte er nach einer Pause, „wollen Sie dann Alles was vorgefallen ist zwischen uns und zwischen Ihnen und Georg zu Protokoll geben? Und wollen Sie mir bürgen. daß dieser böse Bursche nicht noch einmal eine Ladung Rehposten auf mich abschießt?" setzte er lächelnd hinzu.

„O, wie können Sie daran denken!“ sagte Gertrud.

„Nun wohl — und Sie wollen Ihre Aussagen beschwören? Bedenken Sie, wenn Sie es verweigern, so nimmt die Sache ihren richtigen Verlauf, und Ihr Georg kommt als Theilnehmer an einer Schmuggelei mit bewaffneter Widersetzlichkeit gegen die Beamten, als Besitzer eines Schießgewehrs, mindestens und im besten Fall für ewig auf die Galeeren — wenn Sie aber aufrichtig und ohne Rückhalt vor dem Richter reden wollen, nun wohl, dann gebe ich Ihnen ein Mittel an die Hand, ihn zu retten. Ich schwöre es Ihnen, Gertrud“ . . .

„Dann will ich's thun . . . Ihre Schwester hat gehört, was Sie mir versprochen haben!“

„Zweifeln Sie nicht an dem Wort meines Bruders,“ fiel Cornelie ein.

„Sende jetzt sofort zum Friedensrichter,“ fuhr Aubertin zu seiner Schwester gewendet fort, „und einen andern Boten an den Douanier Lafond — ich müsse ihn augenblicklich sprechen — auch wenn er im Dienst ist; man muß ihn auftreiben, ich bedürfe seiner auf der Stelle. Sie, Gertrude, bleiben hier, bis der Friedensrichter kommt.“

Cornelie ging, um die Aufträge ihres Bruders auszurichten; Gertrude setzte sich an eines der Fenster, um zu warten, bis sie entlassen würde.

Es ward Abend, bevor der Friedensrichter sich einstellte. Aubertin eröffnete ihm, daß er ihm eine wichtige Enthüllung im Processe des Barons Landeron zu machen habe, die er zu Protokoll zu geben wünsche.

Er theilte ihm nun mit, wie er seit längerer Zeit bei seinen Dienstgängen auf dem Schulzenhof einzusprechen gewohnt gewesen, wie er dabei der Tochter des Schulzen angelegentlich den Hof zu machen gepflegt und wie er dadurch die Eifersucht des jüngeren Sohnes des Müllers, desselben, in dessen Besitz ein jüngst abgeschossenes Gewehr gefunden sei, in hohem Grade gereizt habe, wie ihm nicht unbekannt geblieben. Er erzählte dann, wie er am Tage seiner Verwundung selbst auf dem Hofe gewesen, mit dem jungen Mädchen ein tête-à-tête gehabt habe und wie er darin durch die Erscheinung des Georg gestört worden, vor dem er sich zurückgezogen.

Als Aubertin bis zu diesem Punkte gekommen, brach er ab und veranlaßte den Friedensrichter, zur Ergänzung dieser seiner Aussagen die Vernehmung des jungen Mädchens zu beginnen. Was Gertrud nun unter vorläufiger Versicherung an Eidesstatt über die Scene

angab, die zwischen ihr und Georg stattgefunden, stand mit Aubertins Aussagen so in Uebereinstimmung, daß der Verdacht sich ganz entschieden vom Baron Landeron ab und auf Georg hinlenken mußte.

Gertrude war am Ende der Verhandlung, während welcher der Richter das meiste mühsam durch Fragen ihr abgewinnen mußte, so erschöpft und außer sich und in peinigender Noth und Qual darüber, ob sie auch Recht gethan, so gegen Georg zu sprechen und diesem Franzosen zu vertrauen, daß Aubertin darauf verzichten mußte, wie er vorgehabt, weiter mit ihr zu reden und ihr die Rolle klar zu machen, die sie nach seinem Plane bei der Rettung Georgs spielen sollte.

Cornelie ließ einen Wagen einspannen, um das arme Mädchen auf ihren Hof zurückzubringen zu lassen.

Unterdeß war auch Lafond gekommen. Aubertin hatte eine geheime Zwiesprache mit ihm; beide verhandelten lange zusammen, dann wurde auch Cornelie herzubeschieden, und nahm an der Unterhandlung der beiden Männer Theil.

Nach einer Stunde, als Lafond sich mit einem Händedrucke von Aubertin verabschiedet hatte, sagte Aubertin zu seiner Schwester:

„Ich fühle heute zum ersten Male, welch' böses Ding es ist, reich zu sein. Lafond war bis heute ein grund-

ehrlicher Kerl; von dem Augenblicke an, wo ich ihm vorhin versprach, daß Du ihm 1000 Francs zahlen würdest, wurde er zum Schelm. Bei wie viel Seelen kann man mit einer Million den Teufel spielen und sie kaufen! — Aber," setzte er hinzu, „es ist nicht meine Schuld, nicht meine Marotte, dem Burschen durchzuhelfen, der meinen Tod gewollt hat — ich spreche wie Adam: das Weib hat mich verführt!"

„Und das Weib" — versetzte Cornelie lächelnd — „nimmt, wie alle Lasten dieser Welt, ruhig auch diese auf sich."

Am andern Tage ließ sich Cornelie nach dem Schulzenhofe fahren, um, wie sie sagte nach Gertruden zu sehen.

Achtes Capitel.

Es war zwei Tage später — an einem überaus sonnigen schönen Tage des Spätherbstes, jener Zeit, die man den „Altweibersommer“ nennt, und die so oft an Klarheit, Wärme und sonnigem Schmelz der Luft und an Beständigkeit die besten Tage der Hochsommerzeit bei uns übertrifft. Schon seit 7 Uhr Morgens war Gertrude draußen auf dem Hofe beschäftigt, ohne daß man eigentlich sagen konnte, womit sie beschäftigt war; sie ging ab und zu, sie fütterte die Hühner und warf ihnen mit unglaubiger Verschwendung ganze Hände voll von gelben Roggenkörnern hin, sie war im Holzschuppen und baute aus den Reißigbündeln eine Wand mit so wenig architectonischer Besonnenheit auf, daß die ganze Wand, als sie kaum Mannshöhe erreicht hatte, wieder zusammenstürzte — sie war im Garten und riß Rüben aus,

und warf sie auf einen Haufen zusammen und packte sie auf einen Schiebkarren in solcher Menge und so hoch, daß sie nun den Schiebkarren, als sie ihn fortbringen wollte, nicht bewegen konnte. Sie rief einen Knecht, der über den Hof ging, an.

„Schieb mir einmal den Karren an's Wasser, Heinrich," sagte sie, „er ist mir zu schwer geworden."

Der Knecht kam; er hob den Schiebkarren auf und setzte ihn wieder nieder.

„Das ist mir auch zu schwer," sagte er, und zugleich begann er, einen Theil der Last herabzuwerfen.

„Ach, ja so!" rief Gertrud aus und schob den Knecht bei Seite. „So kann ich's auch! Geh nur wieder an Deine Arbeit. Geh!"

Es war das Ei des Columbus. Gertrude packte einen Theil der Last wieder von ihrem Karren ab und den Rest schob sie durch den Garten, über ein kleines Stück Rasenland an das Ufer des Flusses. Dort begann sie die Rüben zu waschen. Aber es litt sie nicht lange bei der Arbeit. Sie erhob sich und lief den Weg, der nach dem Mairie-Ort führte, hinab; eine kurze Strecke nur; dann blieb sie stehen, und lauschte; und dann, dann fuhr sie heftig mit der Hand zum Herzen und athmete einmal, zweimal tief auf und wandte sich, und lief nun wie ein gescheuchtes Reh ihrem Platze

wieder zu, und hockte am Flußufer nieder und wusch Rüben.

Anscheinend ganz ruhig. Es war, als ob das Nahen der drei Männer, welche den Weg von dem Mairie-Ort her kamen und jetzt auf die Fährstelle am Ufer zuschritten, sie durchaus nichts angehe. Diese drei Männer waren ein Gendarme, ein Douanier, beide in Uniform und mit Carabinern bewaffnet, und ein junger Bursche, dessen Hände auf dem Rücken zusammengebunden waren und der zwischen ihnen ging.

Als sie am Flusse waren, sagte der Gendarme, sich zu Gertrude wendend:

„Wir wollen hinüber; ruft einen Eurer Knechte.“

„Die Knechte sind nicht da. Ich kann's schon selber,“ versetzte Gertrud kurz. Damit kam sie heran und legte, indem sie Georg einen raschen Blick zuwarf, den Finger auf den Mund. Georg sah unbeschreiblich trotzig und verwildert aus. Die Haft hatte ihn blaß gemacht, das, was in ihm vorging, als er so, ein gefesselter Gefangener, den Augen Gertruds ausgesetzt war, mochte noch mehr dazu beitragen, ihn blaß zu machen. Er hielt die Augen starr auf den Boden geheftet und vermied es hartnäckig, Gertrude anzusehen.

„Steigen Sie ein!“ sagte Gertrud zu dem escortirenden Gendarm — es kostete ihr Mühe, so viel Athem zu schöpfen, wie sie dazu nöthig hatte.

Der Gendarm stieg in den Kahn; nach ihm setzte Georg den Fuß auf den Rand des Nachens.

In diesem Augenblick blitzte ein Messer in einer rasch bewegten Hand — es war die Lafonds — Georg fühlte, daß plötzlich seine Bande schlaff geworden waren. Er sah sich rasch um, und begegnete einem bedeutsamen Blicke Lafonds, der ihn behutsam machte; er stieg ein und setzte sich hinten im Boot neben dem Gendarm auf die Bank; der Strick, der ihn fesselte, löste sich dabei vollends, er glitt ihm in die Hände; damit der Gendarm nichts davon bemerke, daß seinen Gliedern die Freiheit wieder gegeben war, hielt er die Arme auf dem Rücken und den Strick in den Händen fest.

Lafond blieb in der Mitte des Kahns stehen; Gertrude deutete ihm durch eine Handbewegung an, daß er in den Hintertheil treten solle; sie selbst kam, nachdem sie die Schaltstange aufgenommen, in die Mitte des Kahns und stieß ihn vom Ufer ab.

„Der Nachen geht tief ins Wasser, Kind,“ bemerkte Lafond . . . „soll ich Dir helfen?“

Gertrude antwortete nicht; sie zog anscheinend sehr mühsam die Schaltstange des Flußbettes auf, und

stieß sie dann noch einmal ein — der Kahn schoß der Mitte des Flusses zu.

Aber die Schaltstange schien diesmal sehr fest im Grund zu stecken. Gertrude setzte ihren Fuß auf den Bord des Kahns, stemmte sich dagegen und machte nun eine heftige Anstrengung, um die Stange aufzuziehen.. aber zu heftig, der Bord senkte sich bis unter's Wasser ... ein Augenblick, ein leiser Aufschrei — ein Sacré Dieu! und der Kahn war umgeschlagen!

Die vier Insassen desselben lagen im Wasser.

Der Fluß war nicht so tief, um nicht Grund darin fassen zu können. Auch waren von den vier Unglücklichen zwei glücklich genug, um bald auf die Füße zu kommen; es waren Gertrud und Georg. Gertrude arbeitete sich so bald als möglich watend der Uferstelle, von wo sie ausgefahren, wieder zu; Georg der als Müllerssohn mit dem Elemente vertraut war, schwamm mit den so zur rechten Zeit befreiten Händen eine Strecke weit über den Fluß abwärts, dann faßte er Fuß, watete eine weitere Strecke rasch am Ufer entlang und verschwand in einem Erlengebüsch, das seine Zweige über die Gewässer streckte.

Schlimmer erging es den beiden Franzosen. Der Gendarm hatte bei dem Umschlagen des Kahns einen heftigen Schlag an den Schenkel erhalten, der ihn für

einen Augenblick vollständig lähmte und als er dann in seiner Todesangst sich vom Grunde des Flußbetts, aufraffte, fühlte er sich am Fuße des andern Beines gehalten; schon glaubte er zu ersticken, er sah Flammen vor den Augen tanzen, er schlug mit den Armen krampfhaft um sich ... da erfaßte ihn eine Hand unter der Achsel und riß in empor — als er endlich zu Luft und Athem kam, stand er auf seinen Füßen im Wasser bis zum Halse und von Lafond gehalten — sonst hätte ihn die Strömung wieder niedergerissen.

„Sacré Dieu," fluchte er, tief Luft schöpfend, „wo ist der Gefangene?"

„Zum Teufel, wahrscheinlich," sprudelte Lafond mit einer ganzen Masse Wasser heraus — „denken Sie nicht an den Gefangenen, sondern unterstützen wir uns gegenseitig, damit uns die Strömung nicht umreißt!"

„Weshalb hielten Sie mich am Beine fest — ich wäre bald darüber ertrunken," sagte der Gendarm, indem er dem Ufer zuzuwaten begann.

„Ei, weshalb! fragen Sie noch! Ich lag mit der Nase im Schlamm und griff nach dem, was ich packen konnte! — Ich bin zwar ein guter Schwimmer — aber einen Augenblick lang hatte ich doch die Geistesgegenwart verloren — der Teufel hätte auch darauf gefaßt sein sollen!"

„Gott Lob, der Grund wird fester.“

„Ja, kommen Sie nur — wir sind bald in Sicherheit.“ —

„Da sind wir,“ rief der Gendarm, den letzten Schritt zum Ufer machend . . . „Haben Sie den Gefangenen gesehen?“

„Sie sind lächerlich, Lacharpe, mit Ihrem Gefangenen; ich kümmere mich jetzt den Teufel um ihn und mache mich in das Haus dort, damit ich meine Kleider trocken bekomme.“

„Aber, wenn er uns entwischt“...

„So entwischt er; wir bekommen drei Tage Arrest, weil wir keine Hechte sind und für den Polizeidienst im Wasser nicht dressirt, und damit ist die Sache abgethan. Ich bin viel mehr darum bekümmert, daß ich von diesem verfluchten kalten Bade kein Fieber bekomme.“

Sie hatten das Ufer erreicht und schüttelten den Strom von Wasser ab, der an ihnen niederrieselte.

Lafond fing an zu lachen.

„Ma foi,“ sagte er, „sind wir die Leute, die jetzt eine Streife auf einen durchtriebenen Burschen machen können, welcher alle Wege und Stege hier kennt? Sie sehen schön aus, Lacharpe!“

„Mille tonnerres,“ sagte Lacharpe, das ist eine verfluchte Geschichte — die ganze Uniform ist verdorben

— und dazu hat man noch einen tüchtigen Arrest in Aussicht!"

„Und einen tüchtigen Schnupfen!"

Die beiden Franzosen schleppten sich dem Schulzenhofe zu.

„Wo hat der Henker denn die Gans, die uns übersetzen wollte!" sagte Lacharpe, indem er seine Augen umherschweifen ließ.

„Verschwunden — die Gans wird fürchten, daß wir ihr ein wenig die Federn rupfen wegen ihrer Fahrkünste und darum wird sie fortgeschwommen sein," gab Lafond zur Antwort.

„Sie wird doch nicht noch im Wasser liegen!"

„Ah bah," versetzte Lafond, „sorgen Sie nicht. Ich habe gesehen wie sie an's Ufer watete und verschwand."

Gertrude war in der That verschwunden. Sie war ins Haus geschlüpft, an der entgegengesetzten Seite desselben wieder hinaus, den Fluß hinauf durch ein Erlengebüsch, über eine Wiese, in ein dichtes Gehölz, das am Flusse lag, und hier, sich dicht am Ufer haltend, rief sie mit unterdrückter Stimme: „Georg — Georg!"

Die Richtung, welche Georg genommen, hatte sie beobachtet — er mußte in diesem Gehölz sein.

„Gertrud!“ antwortete es in der That, nachdem sie einige Male ihren Ruf wiederholt hatte; er trat hinter dem Stamm einer Eiche hervor, und Gertrud schoß, ihm die Hand entgegenstreckend, auf ihn zu.

„Thatst Du das mit Willen?“ fragte er, in freudiger Aufregung.

Sie war keines Wortes mächtig. Sie nickte blos mit dem Kopfe.

„Und der Douanier, der mir den Strick durchschnitt — war er von Dir bestochen? Du bist ein braves Mädchen, Gertrude — ich könnte mein Leben lassen für Dich!“

„Darum?!“ sagte sie, mit einem Blick voll Innigkeit zu ihm aufschauend.

Georg verstand die Betonung, die sie auf die Frage gelegt hatte.

„Nein,“ sagte er, „darum nicht blos. Du bist brav, Gertrud. Mein Leben laß ich doch für Dich!“

Er legte beide Hände auf ihre Schultern und blickte ihr schweigend tief ins Auge.

„Aber nun mußt Du fort,“ sagte sie hastig. „Sie werden Dich suchen. Du mußt fort. Hier hast Du ein Papier. Damit kannst Du nach Bremen und dann über die See kommen. Und hier hast Du Geld.“

Bei diesen Worten zog sie aus der Tasche ihres Rockes etwas hervor, das sorglich in Wachstuch geschlagen war, um es gegen die Nässe zu schützen, und eine Rolle Geld.

„Es ist lauter Gold!“ sagte sie.

„Gold? und woher hast Du das?“

„Von den Franzosen — die Demoiselle Cornelie, die Schwester des Inspectors, hat es gestern mir gebracht.“

„Die? Und was hat die bei der Sache zu schaffen?“ fragte Georg, seine Stirn runzelnd.

„Nun, das Meiste; die Franzosen haben es so ausgedacht, die Art, wie Du fortkommen könntest.“

„Die Franzosen? Der Inspector mit seiner Schwester? Zum Henker, Gertrud .... und Du glaubst“...

„Nun, was hast Du?“

„Du glaubst, ich nähm' dies Gold des Inspectors?“

„Weshalb nicht! Ist es nicht rechtschaffen und gut von dem Menschen, auf den Du geschossen hast, daß er Dir noch forthilft?“

„Auf den ich geschossen habe?! Das wird immer besser! Gertrud, Du glaubst wirklich, ich hätte ein Mörder werden wollen?“...

„Nun, gewiß, wer hätte es denn sonst gethan? Es war ja auch nur ein Franzose!“

„Franzose hin, Franzose her ... ich habe nichts mit der Sache zu schaffen, und das Gold des Menschen nehm' ich nicht ... was liegt ihm daran, daß ich fortkomme? ... was bedeutet das Ganze, was hilft dieser Mensch mir, daß ich zum Lande hinauslaufen kann?“

„Mein Gott, er will seinen Onkel, den die Gerichte ja auch im Gefängniß haben, frei machen“...

„Den, der es wirklich gethan hat, den will er frei machen! Er giebt all das gute Gold dazu her? Dummes Zeug. Gertrude — mach mir nichts weiß über diese Franzosen — die kenn ich besser. Er weiß, daß ich bald freikomme, weil ich ja auch ganz unschuldig bin, sie müssen mich freilassen. Das ist ihm aber sehr verdrießlich, denn wenn er wieder geheilt ist, so will er aufs Neue auf Euren Hof kommen und um Dich her scherwenzeln — dann soll die alte Geschichte wieder angehen und dabei stehe ich ihm ein wenig im Wege, und deßhalb soll ich fort, zum Lande hinaus. nach Bremen, über's Meer gar nach Amerika“ ...

„Georg, was sprichst Du da,“ fiel Gertrude entsetzt ein.

„Ich spreche, was wahr ist. Ich bin kein Mörder, ich nehme von dem Franzosen kein Geld und ich gehe nicht!“

„Du willst nicht fliehen?“ rief Gertrud zu Tode erschrocken aus.

„Nein!“

„Aber dann werden sie Dich ja wieder einsperren“ ...

„Mögen sie; sie müssen mich auch wieder loslassen. Ich habe nichts verbrochen. Ich will nicht, daß alle Leute rund umher sagen: des Müllers Georg ist durchgegangen, also muß er's gethan haben. Es ist gegen meine Ehre, daß ich durchgehe.“

„Aber, Georg, Du mußt jetzt“ ...

„Ich will aber nicht!“

Gertrud rang in Verzweiflung die Hände. Das hatte sie nicht erwartet.

„O mein Gott,“ jammerte sie, „dann ist Alles, Alles verloren — sie werden Dich nun nicht mehr loslassen — ach, ich selbst habe Dich ja angegeben als den Thäter.“

„Du, Du hast mich angegeben?“

„Ja, ja, ja, ich glaubte ja, Du seist es, und das hab ich der Französin auch gesagt in meiner Herzensnoth ... und dann dem Friedensrichter“ ...

„Sieh einmal an,“ sagte Georg, mit düster gerunzelter Stirn und wüthenden Blicken auf das verzweifelnde Mädchen schauend, „Du hast gezeugt wider mich?!“

Gertrude bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen und begann laut zu schluchzen.

Georg blickte eine Weile wie völlig ungerührt auf sie nieder. Dann sagte er mürrisch:

„Wenn wir hier so bleiben in unsern nassen Kleidern, so können wir den Tod davon haben. Ich gehe nach Hause um mich zu trocknen.“

Er wandte sich zum Gehen.

„Georg, Georg!“ schrie Gertrude in der hellsten Verzweiflung laut auf — „ich bitte Dich um Gottes willen, geh nicht nach Hause, fliehe, so weit Dich Deine Füße tragen, Du gehst sonst in den Tod, in den bittern, leidenvollen Tod — ich sag's Dir ja, ich habe Alles angegeben, was zwischen mir und Dir und dem Franzosen vorgefallen ist, und wenn Du's nicht gethan hast, Jedermann glaubt's jetzt, daß Du's gewesen bist, und Du bist verloren, verloren ohne Rettung.“

Gertrude war außer sich, indem sie diese Worte ausrief. Sie rang dabei die Hände, sie war nahe daran, sich vor Georg auf die Knie zu werfen.

„Du hast mich angegeben!“ sagte Georg nur. „Du! Nun gut, wenn Du mich für einen Mörder halten, wenn Du mich angeben konntest, so sollst Du's nun auch davon haben, daß ich durch Dich zu Schan-

den werde und untergehe. Ich gehe nach Hause, Adieu, Gertrud!"

Sie antwortete nicht. Ihre Arme waren schlaff an ihrer Seite niedergefallen, sie blickte in starrem Schmerz den Boden an.

„Adieu, Gertrud," wiederholte er.

„Adieu, Georg!" versetzte sie tonlos und wie mechanisch.

„Vielleicht sehen wir uns fürs Erste nicht wieder."

„Vielleicht!" sagte sie.

„Daß Du mich hast retten wollen, will ich Dir nicht vergessen," fuhr Georg, sich zum Gehen wendend, fort.

„Es ist gut, ich danke Dir," antwortete sie leise, kaum hörbar.

Georg ging quer in den Wald hinein.

Gertrud machte eine Bewegung — sie that einen Schritt vorwärts, als ob sie ihn halten wollte — dann blieb sie wieder stehen, und dann, während Georg im Gebüsch verschwand, wandte sie sich gegen die nächste Buche, legte ihre beiden Arme gekreuzt gegen den glatten Stamm und drückte ihr Gesicht auf die Arme.

So stand sie lange, wie in eine Ohnmacht gesunken, wie ohne Sinne für das, was um sie her vorging. Sie sah nicht, wie ein dunkler Kopf, ein stäm-

miger Mensch in Bauerntracht, mit einem starken Knittel bewaffnet, aus dem nächsten Gebüsch auftauchte; wie er leise und vorsichtig die Zweige auseinander bog und behutsam näher trat; wie er sich dann bückte und rasch die Goldrolle und das kleine Wachstuchpacket aufraffte, welches Georg vorhin auf den Boden geworfen hatte; wie er es vorsichtig in der Brusttasche seines Wamses verbarg und nun im Gebüsch wieder verschwand.

Neuntes Capitel.

„Welch eine eigensinnige Menschenrace sind diese Westphalen!“ sagte am andern Tage der Inspector Aubertin zu seiner Schwester Cornelie, während er in deren Wohnsalon auf Haus Schleburg langsam und matten Schrittes auf und ab wandelte.

Cornelie saß am Fenster und sah erst zu den am Himmel vorüberziehenden weißen Wolkenbergen auf.

„Entsetzlich,“ erwiederte sie; „das arme Mädchen ist bedenklich krank darüber geworden, sie liegt im Fieber, die Arme, die Leute auf dem Hofe aber konnten nur mit Mühe überzeugt werden, daß sie den Arzt holen lassen möchten.“

„Das kalte Bad wird daran übrigens eben so viel Schuld haben, als der Starrsinn dieses Georg,“ sagte Aubertin.

Cornelie war am Morgen nach dem Schulzenhof hinausgefahren; der Verabredung nach wollte Gertrud am gestrigen Nachmittag zu ihr kommen, um ihr zu berichten, wie die verabredete Rettung Georgs ausgeführt sei . . . da aber Gertrud nicht erschienen, hatte Cornelie sich aufgemacht, und sie heute auf ihrem Hof aufgesucht. Sie hatte sie fieberkrank im Bette gefunden und von ihr Alles erfahren.

„Nun wir können diesen Leuten weiter nicht helfen", hob Aubertin wieder an; „die Sache wird jetzt ihren Verlauf haben; man wird diesen Monsieur Georg, der zu eigensinnig ist, einen Paß und Geld zur Flucht von mir anzunehmen, in seiner Mühle schon finden. Nach allem Dem, was ich und das junge Mädchen zu Protocoll gegeben, wird ihn nun nichts retten, es wird ihm an Hals und Kragen gehen — ihm noch weit entschiedener und ärger, als es Deinem Onkel Landeron gegangen wäre; denn bei ihm ist kein Zweifel, daß er zu den Schmugglern gesellt, als Contrebandier sein Verbrechen begangen hat — er wird nach Valenciennes geschleppt, davor rette ihn kein Gott!"

„Es ist eine ganz unbegreifliche Hartnäckigkeit," sagte Cornelie, „so aus Eigensinn in den Tod zu rennen!"

„Aber," fuhr Aubertin fort, „nach dem, was Du mir sagst, scheint mir so viel gewiß, daß dieser Georg sich unschuldig fühlt, daß er es in der That nicht war, der auf mich schoß! Du siehst nun also doch, daß mein Glaube der richtige war, daß Dein sauberer „Onkel" der ist, für den ich ihn gehalten habe — und ich bitte Dich, sag mir, was beginnen wir, wie verhalten wir uns, wenn er nun, da sich der Verdacht auf diesen Georg wendet, aus der Haft entlassen wird, und mit der unschuldigsten Miene von der Welt zu uns zurückkommt, hierher nach Schleburg?"

Cornelie seufzte tief auf.

„Ich," — sagte sie nach einer Pause, „glaube dennoch nicht an seine Schuld — ich werde ihn freudig empfangen."

„Freilich," entgegnete Aubertin mit einem bittern Lächeln, „das magst Du thun — die Frauen haben das Privilegium, keine Vernunft anzunehmen!"

Cornelie warf ihrem Bruder einen halb bittenden, halb vorwurfsvollen Blick zu und verstummte.

„Ich," fuhr Aubertin fort, „ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich ihm gegenüber auftreten soll; ich hätte große Lust, ihm vollständig auszuweichen und mich zu entfernen, wenn er zurückkommt."

Nach einer Pause trat ein Mädchen ein und meldete, der Friedensrichter sei draußen und verlangte den Herrn Inspector zu sprechen. Gleich nach der Magd trat der Friedensrichter mit allen Zeichen einer bedeutenden Aufregung ein.

„Was bringen Sie?“ sagte Aubertin, ihm entgegen gehend und die Hand reichend. „Sie scheinen einen ganzen Sack voll Neuigkeiten zu haben.“

„Eine Neuigkeit wenigstens, ein Novum, wie es gar nicht merkwürdiger sein kann,“ versetzte der Mann des Gesetzes — „und dies Novum ist dieses saubere Stück Kalligraphie, dieser Brief hier!“

„Ein Brief und von wem?“

„Lesen Sie ihn selber,“ entgegnete der Richter, indem er Aubertin einen langen, auf grobem Conceptpapier von einer dem Anschein nach der Feder wenig mächtigen Hand geschriebenen Brief übergab. Er lautete, mit Hinweglassung seiner orthographischen Schwächen copirt, folgendermaßen:

„„Nun will ich Euch sagen. Herr Richter, da doch der Georg in dem Cachot darum gewesen ist und sie ihn in Verhör gehabt haben, als wäre er bei der Schmuggelei gewesen und hätte auf den Douanier-Franzosen mit der Flinte geschossen, was nicht wahr ist, sondern unschuldig wie unsere bunte Kuh daran, wer das gewesen ist. Das

bin ich gewesen, aber nicht mit Rehposten, meint' ich, sondern ich habe geglaubt, ich hätte Hasenschrot darin und an's Leben hab' ich ihm nicht wollen, das könnt' ihr mir glauben, Herr Richter, sondern nur Ein's auf den Pelz brennen, daß er für eine halbe Stunde genug hätte. Denn wie ein sicherer Mann, was Sie nichts angeht, wie der heißt, Abends zu mir gekommen ist und mir gesagt hat, er wollte mich ein schön Stück Geld verdienen lassen, bei den Wägen, wo er noch nicht genug Mannschaft dabei hätte, da bin ich gleich resolvirt gewesen, als ein ordentlicher Kerl, wenn's sein mußt', die Fanzosen auszuklopfen. So denk' ich, eh' du hingehst, nimmst du die alte Flinte, die du in der Mühle verborgen hast, mit, die für die Hasen gut, dann ist sie auch für die Franzosen gut, und um ein Uhr oder acht geh' ich meinen Weg und komm zu den Andern und dann gehts weiter und machen wir in das hinein, und da meinten sie, wir sollten erst allein ohne die Wägen durch das Holz gehen, ob da auch Alles richtig sei; und mitten in, da hat sie auf einmal der Teufel und fallen über uns her, als ob es da Franzosen regnen thäte, und da seh ich just aus dem Buschwerk linker Hand den Inspector herausspringen, wie eine wilde Katze so speh, denk' ich, wart, der soll daran glauben, wenn der Eins bekommt, daß er für's Erste genug hat, das ist der Oberste von

ihnen, dann werden die Andern verfehrt (entsetzt) und wir werden schon mit ihnen fertig! Also, Herr Friedensrichter, und so war es ein Unglück, weil ich die alte Flinte bei mir hatte, und als ich nach Hause kam und bald darauf das Volk alle in die Willbrinksmühle kam und die Jungen aufstanden und das Feuster sich von außen aufschieben läßt, wenn man's kennt, da dacht ich, in der Mühle, wenn sie bei dir visitiren kommen, sollen sie die Flinte nicht finden, du bringst sie in der Jungen ihre Kammer, in das Wandspind, was da ist, das kennt Niemand nicht.

„Und da haben sie sie doch gefunden und der Georg hat dafür büßen müssen in das Cachot, was mir nicht lieb war und heute wollten sie ihn transportiren, so bin ich ihnen auf den Weg gegangen, um den Gendarm seine Wege zu weisen, aber der Gendarm hatte noch einen von den Douaniers bei sich und so konnte ich den Georg nicht frei machen; da ging ich ihnen nach bis zur Fähre und was da passirt ist, wissen Sie wohl, aber nicht was hernach in dem Holz der Georg und die Gertrud, ich weiß es auch weiter nicht, als daß der Georg nicht weg wollte, und weil ich nun Paß und Geld habe, um wegzukommen, und woher ich das habe, das sage ich Euch nicht und ist meine Sache — da gehe ich weg, daß Ihr Alle das leere Nachsehen habt, so ist es, diese Nacht gehe ich

weg und bekommt mich auch Keiner wieder, weil der Georg unschuldig ist, und die Westarps Grete, die Euch diesen Brief bringt, die kann es bezeugen, daß ich in der Nacht mit der Flinte aus war, die stand hinter ihrem Kotten, als ich da vorüber kam, und rief mir zu: „Hendrik, woher kommst Du denn noch?“ und so kann sie Alles bezeugen. Und damit ist es aus. Euer dienstwilliger, wie zuvor, Hendrik Maaßen, Müllerknecht auf der Willbrinksmühle.““

Aubertin hatte dies Actenstück laut verlesen.

„O, mein Gott!“ sagte Cornelie jetzt — „das ist eine ganz neue Wendung und damit ist ja Alles aufgeklärt — Alles gut!“

„An der Wahrheit der Sache ist nicht zu zweifeln,“ fiel der Friedensrichter ein — „die Ueberbringerin dieses Briefes, eine Bauernfrau aus der Nachbarschaft der Mühle, die Westarps Grete, hat mir bestätigt, daß dieser Müllerknecht, der ohnehin als roher, Schlägereien liebender Gesell bekannt ist, in jener Nacht, von dem Walde herkommend, und mit einer Flinte bewaffnet, von ihr gesehen und angeredet worden ist!“

„Dann habe ich allerdings Deinem Oheim fußfällig Abbitte zu leisten, Cornelia,“ sagte Aubertin — „und ich danke dem Schöpfer für diese Wendung der Sache!“

„Ich aber,“ fiel Cornelie ein, ich werde augenblicklich zu ihm reisen. Ich werde mir Zutritt zu ihm

verschaffen, ich werde mich durch nichts abhalten lassen, er soll diese gute Wendung durch mich selbst erfahren!"

Sie sprang auf und eilte hinaus, um ihren Wagen anspannen zu lassen.

„Und Georg?" fragte Aubertin den Friedensrichter.

„Es liegt jetzt nicht mehr die Nothwendigkeit vor, ihn zu verhaften, — er kann ruhig auf seiner Mühle bleiben, wenn er nicht vorzieht, seine Stunden auf dem Schulzenhofe zuzubringen" . . . versetzte der Friedensrichter lächelnd. „Ich will sogleich nach der Willbrinksmühle fahren und den Umstand, daß dieser Hendrik Maaßen die Flinte verborgen gehalten hat, nicht aber Georg, näher zu constatiren suchen — alsdann liegt gegen den Sohn des Müllers nichts vor."

Der Friedensrichter steckte das merkwürdige Document, welches er überbracht hatte, wieder zu sich und ging, um seinen Vorsatz auszuführen. Bei den Verhören, welche er in der Mühle noch am heutigen Tage vornahm, stellte es sich in der That heraus, daß weder Georg noch dessen älterer Bruder etwas von der in ihrem Spind versteckten Flinte gewußt hatten. Georg hatte sich in dem ersten Verhöre nur dazu bekannt, um dadurch zu vermeiden, daß nicht auch sein Vater und sein Bruder mit ihm verhaftet würden — besser, es duldet Einer, statt Drei, hatte er sich gesagt. — Dagegen waren jetzt mehrere

Zeugnisse da, von Burschen, die darum wußten, daß Hendrik Maaßen bei der vorjährigen allgemeinen Entwaffnung des Departements eine alte Flinte des Müllers auf die Seite zu bringen gewußt und in der Mühle verborgen gehalten habe. Jetzt, wo Hendrik fort und, wie sich annehmen ließ, in Sicherheit war, sprachen sie. Georg gab noch an, daß er am Abende vor dem nächtlichen Ereigniß den Müllerknecht Hendrik Maaßen in langer geheimer Zwiesprache mit einem, wie er, um nicht den Verräther zu machen, sagte, ihm fremden Mann gesehen.

Kurz, die Erhebungen fielen so aus, daß der Friedensrichter Alles zusammen dem Untersuchungsgericht mit dem Antrage übersenden konnte, Georg auf freien Füßen zu lassen. Das untersuchende Gericht war damit einverstanden, und nachdem es den ganzen Incidenzfall, den der Brief des Müllerknechts bildete, geprüft und den Baron Landeron noch einmal ausführlich verhört hatte. beschloß es, die Anklage gegen diesen fallen zu lassen.

Es waren acht Tage seit dem Erscheinen des Friedensrichters auf Haus Schleburg verflossen, als eines Nachmittags eine Kalesche in den Hof rollte, aus der Cornelie und der Baron stiegen. Aubertin war so weit genesen und gekräftigt, daß er ihnen schon auf dem Hofe entgegenkommen konnte. Der Baron umarmte ihn mit tiefer Rührung, nahm dann seinen Arm und führte ihn

in's Haus zurück. Nachdem die ersten Begrüßungsreden und die ersten Mittheilungen über Alles, was geschehen, vorüber, nahm der Baron auf dem uns bekannten Eckdivan zwischen seinen beiden Verwandten Platz und sagte:

„So wäre denn so weit Alles gut — auch mit allem Schmerzlichen und Demüthigenden, was ich habe durchleben müssen, will ich mich ausgesöhnt erklären, — ich will es als eine kleine Strafe betrachten, daß ich einen Fürwitz gehabt habe, der vielleicht thöricht war ... welchen, das sollt Ihr sogleich hören ... ich sehe Euch froh über meine Freiheit, und ich selbst bin über diese nicht mehr froh als darüber, daß ich Eurer Freude noch eine andere, eine größere hinzufügen kann."

„Eine größere? Das wäre nicht möglich, mein Onkel!" rief Cornelie aus.

„Wir werden sehen! Ich habe Euch wenigstens eine der angenehmsten Mittheilungen zu machen, die man im Leben erhalten kann — und wahrhaftig, ich habe die Lust verloren, sie auch nur noch eine Viertelstunde aufzuschieben!"

„Das wäre?" sagte Aubertin erregt.

„Cornelie," versetzte Landeron, „Du erinnerst Dich, daß ich Dir gesagt habe, dies Haus Schleburg mit Allem, was dazu gehört, sei Dein" ...

„In der That — aber" ...

„Aber Du hast es für galante Redensart gehalten, und dafür habe ich es auch vor dem Untersuchungsrichter erklärt; hätte ich die Wahrheit gesagt, so hätte ich meine Lage unendlich complicirt und mich viel verdächtiger gemacht, als ich leider schon war. Jetzt aber darf ich die Wahrheit sagen. Hört mich an. Was ich damals gesprochen, war mein voller Ernst. Schleburg ist wirklich Dein."

„Es gehört in der That meiner Schwester?!" rief Aubertin aus.

„Mein?!" sagte Cornelie mit erblassender Lippe.

„So ist es; dies Schloß ist Dein; ich habe es für Dich aus Deinem Vermögen erkauft; außer der Summe, welche ich dafür gegeben habe, sind noch 100,000 Francs zu Deiner Disposition. Ich habe 300,000 Francs für Schleburg bezahlt, doch ist es weit mehr werth. Diesen Ankauf wirst Du deshalb jedenfalls genehm halten."

„Ich glaube, ich träume," sagte Cornelie aufspringend ... „Du erzählst mir ein Märchen, Onkel" —

„Beruhige Dich, Cornelie, setze Dich und höre mir zu bis zu Ende."

Sie setzte sich wieder, aber ihr ganzes Wesen verrieth, daß sie in einer unbeschreiblichen Aufregung war.

„Um Gottes willen, woher bin ich denn so reich geworden?“ rief sie aus.

„Du bist so reich geworden,“ fuhr der Baron Landeron fort, „durch eine Erbschaft; ein Großonkel Deiner Mutter, ein alter Mann der vor beinahe einem Jahr in Montpellier starb, nachdem er ein langes, über achtzigjähriges Leben hindurch nichts gethan, als seine Schätze zu mehren, ohne sich irgend darum zu kümmern, ob er noch Angehörige in der Welt habe oder nicht, hinterließ ein Vermögen von 800,000 Frcs. Die Erben waren Du und Dein Bruder. Euer Aufenthalt war aber den Gerichten unbekannt. Sie wandten sich an mich, der als Verwandter Eures Vaters ermittelt wurde. Auch mir war Euer Aufenthalt — leider muß ich es gestehen, ich hatte es nicht viel besser gemacht als der alte Filz in Montpellier — unbekannt. Aber es gelang mir bald, Nachrichten über Euch zu erhalten. Du warst in Paris, Dein Bruder stand irgendwo in Deutschland, im Corps der kaiserlichen Douaniers.

„In welchen Verhältnissen waret Ihr Beide! Ich mußte mir die heftigsten Vorwürfe über die Pflichtvergessenheit machen, daß ich, der einzige Verwandte, den Ihr außer jenem alten Manne auf der Welt hattet, so kummerlos Euer Schicksal dem Zufall überlassen! Ich versprach mir, diese Schuld zu sühnen. Ich stand allein

in der Welt. Ich war von dem Leben übersättigt. Was konnte ich besseres beschließen, als — aber Du willst von Deiner Erbschaft hören, nicht von mir. Nun wohl, ich hatte das Gericht gebeten, bis Euer Aufenthalt ermittelt sei, mich zum Verwalter des Vermögens zu bestellen.

„Ich setzte mein eigenes Vermögen zum Pfande dafür ein, und unter dieser Bedingung wurde mir die Erbschaft ausgehändigt. Ich suchte Dich auf — ich sah Dich und ich sagte mir, daß ich unmöglich Dir sofort eine halbe Million in den Schooß schütten dürfte. Was würde die Folge gewesen sein? Der Mann, der Dich eben treulos verlassen hatte, würde sogleich zu Dir zurückgekehrt sein. Er würde Dir Verzeihung abgeschmeichelt haben. Dein weiches Herz, hätte es ihm Widerstand geleistet? Er würde Dich ausgebeutet, Deine Schätze durchgebracht haben, wie er die seinigen durchgebracht hat. Und dann wärst Du wieder so elend gewesen wie zuvor. Vielleicht hätte er Dich zu seiner rechtmäßigen Frau gemacht. Nun ja, aber Du wärest dann nicht glücklicher gewesen. Nach einigen Jahren Du arm, er ohne Treue und Liebe! Nein, Cornelie, ich durfte Dir nicht sagen, wie reich Du seiest. Ich mußte Dich erziehen für den Reichthum; ich mußte Dich hüten vor dem plötzlichen Glück und seinen gefährlichen Folgen. Du warst, vergieb mir meine offene Sprache, Du warst

einer solchen Prüfung des Schicksals nicht gewachsen; Dein Charakter mußte ernster, Dein Blick in's Leben größer, ruhiger, Dein Herz weiser werden. Ich schlug den Weg dazu ein, der mir der beste schien. Ich entfernte Dich ganz von Paris. Ich suchte Dich mit dem praktischen Leben bekannt zu machen; es giebt keine bessere Schule dazu, als das Landleben. Ich suchte Dir Interesse für Habe und Besitz beizubringen. Ich verwandte den größern Theil Deines Vermögens zum Ankaufe dieses Gutes. Ein junger Verschwender trug ihn mir an — um mir nicht vorwerfen zu können, ich habe seinen Leichtsinn benützt, zahlte ich ihm 50,000 Francs mehr als er verlangte, und schloß doch einen höchst vortheilhaften Handel für Dich ab. Dies Gut gehört nun Dein. Du kannst es sobald als möglich wieder veräußern, wenn Du willst. Du kannst heimkehren in Deinen alten Lebenskreis, Du bist Deine eigene Herrin. Ich habe nichts weiter zu sagen, als: Vergieb mir, was ich gethan!"

Cornelie warf sich weinend an den Hals ihres Verwandten.

„O mein Gott, wie gut, wie gut Du bist, mein Onkel!" schluchzte sie.

„Also Du zürnst mir nicht wegen dessen, was ich gethan, Du wirst mir auch nicht den Kummer bereiten, mir zu

zeigen, wie meine Hoffnung vergeblich war, dadurch, daß ich Dich an die Scholle fesselte, Deine Gefühle und Gedanken in die Bahn einer ernsten und würdigen Lebensanschauung leiten zu können, ihnen andere Wünsche, andere Sympathien geben zu können, als sie früher hegten?"

„Gewiß nicht, gewiß nicht, mein Onkel," versetzte sie, „ich habe Dir das ja schon gesagt, und die überraschende Wendung meines Schicksals, die ich noch gar nicht fassen kann, ändert daran nichts."

„Aber François," sagte der Baron, sich jetzt an den Inspector wendend — „was sagen Sie mir? Zürnen Sie mir, daß ich mir herausgenommen habe, auf diese Weise auch bei Ihnen die Vorsehung zu spielen?"

„O mein Gott," versetzte Aubertin, der sprachlos dies Alles angehört hatte, „ich bin so überrascht — ich möchte sagen niedergedonnert, daß ich gar nicht weiß, was ich sagen soll! Der Kopf schwindelt mir! Also ich hätte 400,000 Francs geerbt? 400,000 Francs? Das ist ja fabelhaft, ganz fabelhaft!"

„Aber darum nicht weniger wahr! Ich werde Ihnen noch heute die Summen und die Documente, die ich in Händen habe, ausliefern. Sie werden mir, Sie sowohl, wie Ihre Schwester, vor dem Friedensrichter Ihre Empfangsbescheinigungen geben, und ich bin froh, daß ich

sie endlich dem Gerichte in Montpellier übersenden kann, welches schon lange mich wegen derselben bedrängt. — Aber sprechen Sie, erhalte ich auch von Ihnen die Absolution? Sehen Sie, der Umstand, daß ich Sie hier in der Gegend angestellt wußte, war ein großes Motiv mehr, weshalb ich für Cornelie dies Gut kaufte. Ich konnte von hier aus Sie kennen lernen, ich konnte, wie ich es gethan habe, so in Ihrer Nähe dafür sorgen, daß der Glückswechsel Sie nicht ganz unvorbereitet traf. Ich sorgte dafür, daß er Sie nicht traf als armen Douanier, der nie in seinem Leben mehr als 100 Francs auf einmal sein Eigen genannt. Ich ließ Sie befördern, ich spielte Ihnen größere Summen in die Hände . . . Sie können sich jetzt erklären, warum ein gewisser Vincent, der nichts anders ist als mein Sekretär, Ihnen seine Freundschaft aufdrängte. Ach — ich kenne die Wirkung des Geldes — es ist eine Art Arsenik — wenn man sich nach und nach daran gewöhnt, lernt man endlich große Dosen vertragen, die ohne solche Vorbereitung tödten würden!"

„Und ich" — sagte Aubertin gerührt — „der wähnte, Sie hätten mich in feindlicher Absicht mit Spionen umgeben! Wie viel hab' ich Ihnen abzubitten!"

„O nichts, nichts," sagte Landeron, „ich habe Ihnen abzubitten, daß ich über einen Mann, wie Sie, unberufen den Vormund machte, daß ich die Vorsehung

über Sie beide gespielt . . . das ist, wenn auch kein schlechtes, kein verkehrtes, doch immer ein gefährliches Unternehmen — und wie sehr, das habe ich in meiner Haft empfunden. Wäre dies ganze Verhältniß dem untersuchenden Gericht klar geworden — Gott sei Lob, daß es nicht geschehen ist — wäre ich dann nicht verloren gewesen — hätte dann nicht alle Welt einen Stein auf mich geworfen und gerufen: er hat der Erbschaft sich bemächtigen und deshalb Franz Aubertin tödten wollen — es ist klar!"

„Sie haben Recht" — entgegnete Aubertin; „aber wir, meine Schwester und ich, wir werden trotzdem gewiß nie aufhören, in Ihnen dankbar den besten aller Vormünder zu verehren!"

Zehntes Capitel.

Unsere Geschichte bedarf keiner weiteren Entwickelung. Wir fügen nur noch hinzu, daß am andern Tage der Müller auf der Willbrinksmühle, als er nach dem Frühstück seinen Georg allein auf der Tenne traf, fragte:

„Nun, wie geht's der Gertrud? Du warst am gestrigen Abende denk' ich, auf dem Schulzenhof?"

Georg sah ein wenig überrascht in die Züge seines Vaters; bisher war Gertrudens Name nie über des Alten Lippen gekommen; er war ja störrisch gegen eine Verbindung Georgs mit der Schulzentochter, weil er einen langen und bittern Proceß mit dem Wehrfester des Hofes geführt hatte.

„Es geht ihr besser!" sagte Georg; „ich war allerdings gestern da, und sagte ihr, daß ich frei sei. Sie wollte heute schon wieder aufstehen."

„So!" antwortete der Müller trocken und gedehnt. „Ich will Dir was sagen, Georg. Du weißt, ich habe von Deiner Freierei mit der Gertrud nichts wissen wollen. Ich hätte auch nie mein Jawort dazu gegeben — wenn ich auch weiß, daß der alte Schulze damit einverstanden ist, und Du ihm als Anerbe für seinen Hof just recht bist! Gerade deshalb wollt' ich's nicht! Aber da Du Dich so ordentlich und brav benommen hast — mit der vermaledeiten alten Flinte, weißt Du — hättest Du's nicht auf Dich genommen, so wäre ich alter Mann selber noch den Franzosen in die Klauen gefallen — nun deshalb will ich die Sache gehen lassen, wie sie geht. Geh und heirathe, wenn Du Lust hast!"

Georg stand erschüttert und tief bewegt da. Er holte gerötheten Antlitzes tief Athem.

„Ich danke Euch, Vater," sagte er.

Dann brachte er anscheinend ruhig die Arbeit, mit welcher er beschäftigt war, zu Ende. Als sie jedoch vollbracht war, fuhr er mit großer Eile in die Sonntagskleider und lief nun sehr hastig nach dem Schulzenhofe, um jetzt mit des Vaters Einwilligung seine feierliche Werbung anzubringen.

Georg ist noch heute der Wehrfester auf dem Schulzenhofe und schreibt sich nach westphälischer Sitte: Georg Schulze-Wetterstein, geborner Willbrink.

Der Baron von Landeron blieb bis zum folgenden Jahre auf Schleburg. Dann erforderten seine eigenen Angelegenheiten seine Anwesenheit in Frankreich, wohin er zurückkehrte, während Aubertin — dieser hatte den lästigen Douanierdienst quittirt — und seine Schwester auf dem Gut zurückblieben und es verwalteten, was namentlich Aubertin die größte Freude machte. Er hat sich später einen ähnlichen schönen Besitz zu erstehen gewußt, und dann auch, bei einem Besuch, den beide Geschwister dem Baron in Frankreich machten, das gefunden, wonach er, wie er einst Gertrud klagte, so lange vergeblich gesucht — eine Hausfrau!

Ende